

BAESSLER-ARCHIV

BEITRÄGE ZUR VÖLKERKUNDE
HERAUSGEGEBEN AUS MITTELN DES
BAESSLER-INSTITUTS

UNTER MITWIRKUNG DER DIREKTOREN DER
ETHNOLOGISCHEN
ABTEILUNGEN DES KÖNIGLICHEN MUSEUMS FÜR
VÖLKERKUNDE
IN BERLIN REDIGIERT VON
P. EHRENREICH

BEIHEFT VI

**EIN BEITRAG
ZUR ETHNOLOGIE VON BOUGAINVILLE UND BUKA
MIT SPEZIELLER BERÜCKSICHTIGUNG DER NASIOI**

VON

ERNST FRIZZI-MÜNCHEN

LEIPZIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON B.G. TEUBNER
1914

EINLEITUNG

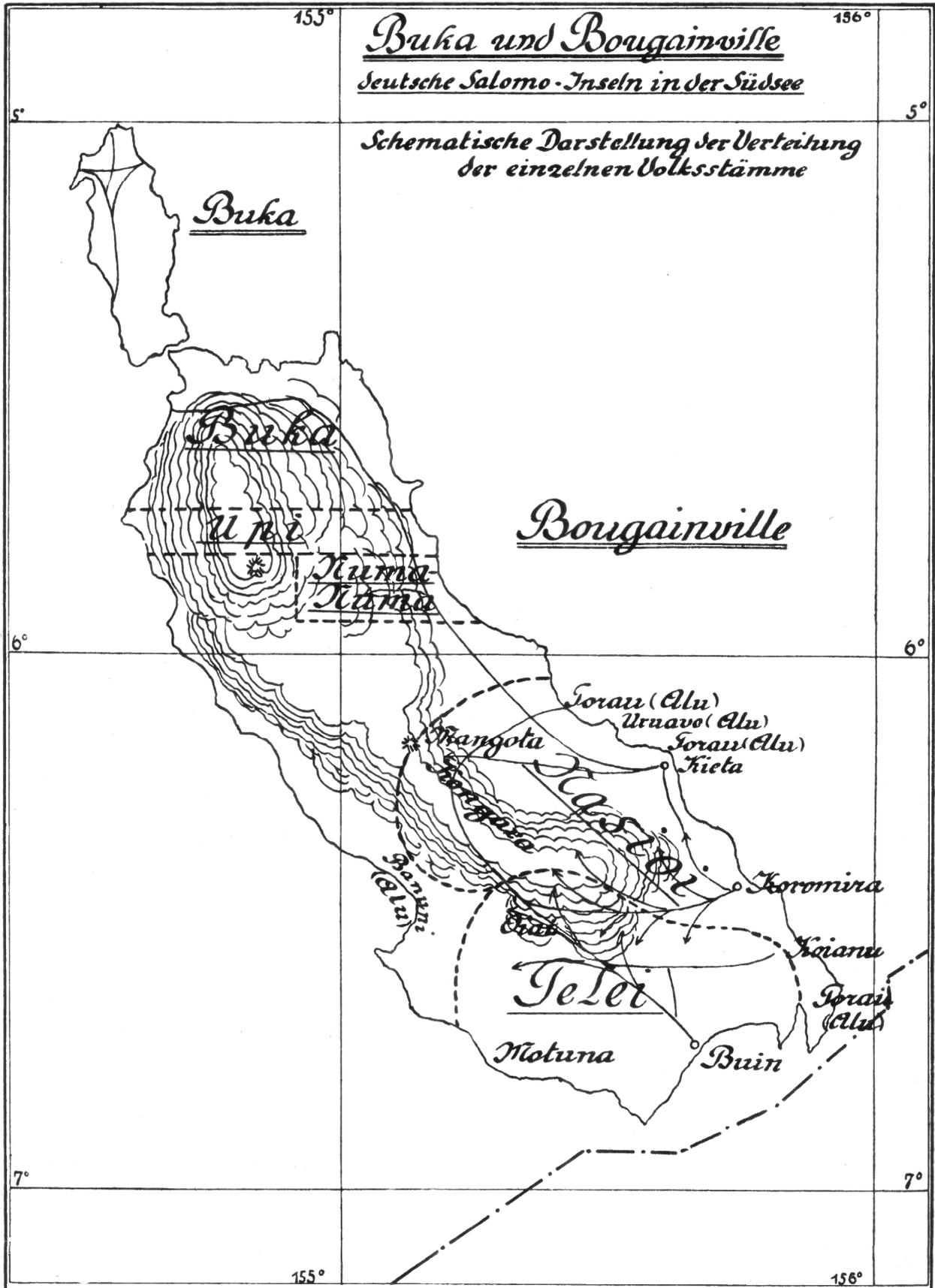
Im Jahre 1911/12 habe ich eine Studienreise unternommen, die mich über Ägypten, Indien, China und Japan schließlich in das deutsche Schutzgebiet der Südsee führte, von wo aus ich über Australien wieder nach Europa zurückgekehrt bin.

Die folgenden Blätter enthalten kurze ethnographische Aufzeichnungen aus Bougainville und Buka, wo ich mich von Anfang Juli bis Ende Dezember 1911 aufgehalten habe.

Mit ihrer Herausgabe hoffe ich demjenigen Forscher, der ebenfalls das von mir bereiste Gebiet besuchen will, mancherlei Anhaltspunkte geben zu können. Ein Museumssammler, dem darangelegen ist, viele Kisten, möglichst mit musealen Prunkstücken zu füllen, wird in Bougainville nicht mehr auf seine Kosten kommen. Diese Zeiten sind vorüber. Hingegen wird man von einer rasch dahinschwindenden geistigen und materiellen Kultur noch manches retten können, was bei der großen Abgeschlossenheit der dortigen Eingeborenen sich stets sehr lohnen wird. Die die Küsten bewohnenden Volksstämme sind bereits einigermaßen bekannt, das zum größten Teil noch völlig unbekannt und sehr gebirgige Innere des Landes sollte schon im Interesse der Erschließung der Inseln für die Kolonisation eingehend nach allen Richtungen hin erforscht und untersucht werden.

Bei meiner Reise haben mir die gütigst ausgestellten Empfehlungsbriefe der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften und des K. Reichskolonialamtes in Berlin überall in dankenswerter Weise die Wege geebnet. Die stets wohlwollendste Interessennahme meines hochverehrten Lehrers, Herrn Geheimrat Prof. Dr. J. Ranke, hat meine Reise ganz besonders gefördert. In der Südsee habe ich dem kaiserlichen Gouverneur Sr. Excellenz Herrn Dr. Hahl in Rabaul, sowie dem kaiserlichen Stationsleiter Herrn Doellinger in Kieta für deren vielfachen Ratschläge und Unterstützungen in erster Linie meinen besten Dank auszusprechen. Die katholischen Missionäre der Societas Mariae haben sich meiner auf der ganzen Insel freundlichst angenommen. Insbesondere haben mir Herr Pater J. Rausch in Koromira und Herr Pater J. Grisward in Buin während des größten Teiles meines Aufenthaltes in liebenswürdiger Weise Gastfreundschaft gewährt, wofür ich beiden Herrn recht herzlich danke. Schließlich möchte ich nicht verfehlen, auch der Direktion des Norddeutschen Lloyd für Ermäßigung der Passage auf meinen Reisen und Frachtsätze zu danken.

Der Kürze meines Aufenthalts entsprechend, kann ich über dieses Inselgebiet nur in ganz fragmentarischer Form referieren. Auch war ich ganz allein auf mich angewiesen und habe mich in der Hauptsache auf anthropologische Beobachtungen konzentrieren müssen. Zur Beschaffung meiner ethnographischen Sammlungen standen mir nur ganz bescheidene private Mittel zur Verfügung. Trotzdem Ethnographika nur nebenbei gesammelt werden konnten, glaube ich doch alles Wesentliche, was heute noch im Gebrauche steht und von den Eingeborenen angefertigt wird, erworben zu haben. Auf Unbekanntes bin ich nicht gestoßen. Meine kurz beschreibenden Besprechungen der gesammelten Ethnographika sind gewissermaßen als eine Ergänzung und Bestätigung der Arbeit von Fritz Krause (Zur Ethnographie der Insel Nissan, Jahrbuch des städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Bd. 1, S. 44-159, 1906), aufzufassen. Was Krause darüber von der Insel Nissan schreibt, die geographisch noch zu dem Gebiete der Salomo-Inselgruppe zu rechnen ist, findet sich fast durchweg alles auch auf Bougainville und Buka.



Mein Plan, möglichst auch in das Innere des Landes einzudringen, konnte nur teilweise durchgeführt werden. So gelang es mir als erstem Europäer, in das Hinterland der Telei bis zu den Oiai, im Hinterlande der Nasioi bis zu den Kongara, vorzudringen.

Diese Reiseroute habe ich beschrieben in meinen "Reiseeindrücken aus Buka und Bougainville". (Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in München, VIII. Bd.4. Heft S. 484-490, 1913). Das Innere von Bougainville ist fast vollkommen unbekannt. Ich sehe von der Durchquerung Bougainville's von Osten nach Westen, welche G. Friederici und K. Sapper (Eine Durchquerung von Bougainville. Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten. 23. Bd. S. 206-217, 1910), beschreiben, ab, da diese Expedition nicht die Erforschung der Inlandstämme zum Zwecke hatte. Auf eine Tour im Nasioigebiet zu den Mangota mußte ich wegen eines achttägigen fast ununterbrochenen Regens verzichten.

Ein Vordringen zu den Gebirgstämmen im Gebiete der Numa-Numa mußte ich wegen der feindlichen Haltung der dortigen Eingeborenen unterlassen. Meine Routen sind in schwach ausgezogenen Linien in der Karte (Fig. 1) eingetragen. Ebenso habe ich darin versucht, die einzelnen Stämme gegeneinander, natürlich nur ganz schematisch, abzugrenzen. Das Terrain ist derart, daß meist direkt von der Küste aus, zu mindesten aber wenige Stunden von derselben aus schon die Steigungen beginnen, was durch die zwei großen Gebirgsstöcke, welche die Insel der Länge nach durchziehen, dem Kronprinzengebirge im Süden und dem Kaisergebirge im Norden von Bougainville, seine Erklärung findet. Ein ewiges Bergab und Bergauf erschwert derartige Touren ungemein. Bevölkert scheint das Gebirge aber trotzdem recht gut zu sein. Ich habe wenigstens im Gebiet der Oiai und Kongara niemals weiter auseinander liegende Dörfer gefunden, als höchstens 5-6 Wegestunden. Die Dörfer selbst waren stets ziemlich dicht bevölkert. Das Kongaradorf Uidana, 1020 m höher als Koromira gelegen, war der höchste Ort im Gebirge, den ich von Menschen besiedelt gefunden habe. Schätzungsweise kann man wohl annehmen, daß auf Bougainville, dieser Insel von annähernd 10000 qkm Fläche, mehr als 50000 Eingeborene leben.

Die klimatischen Verhältnisse halte ich für recht gut. Eine eigentliche Regenzeit gibt es nicht. Nach den Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten betrug die Regenmenge, die in Kieta gemessen wurde, im Jahre 1908 in Summa 3042 mm, im Jahre 1909 4392 mm, im Maximum in 24 Stunden im Jahre 1908 112 mm, im Jahre 1909 166 mm. Diese Zahlen legen Zeugnis von den großen Schwankungen der Regenmengen in den einzelnen Jahren einerseits und von der Stärke der Niederschläge andererseits ab. Die Temperaturen sind ziemlich konstant. Beobachtungen, die ich in Koromira in einem Blätterhaus, das mir als Wohnraum diente zur Zeit meines Aufenthalts täglich gemacht habe, ergeben: Schwankungen um 6 Uhr morgens von 22° C. bis 26° C, um 12 Uhr mittag von 26° C. bis 35° C, um 6 Uhr nachmittag von 24° C. bis 32° C. und um 9 Uhr abends von 23° C. bis 28° C. Die Wärme wird kaum als unangenehm empfunden. Die mit Feuchtigkeit gesättigte Luft hingegen, wirkt, besonders zu Zeiten vollkommener Windstille, ziemlich erschlaffend.

Die Insel wird von sechs Volksstämmen bewohnt (Fig. 1); von den Telei, Nasioi, Numa-Numa, Upi, Buka, zu denen sich an einzelnen Küstenpunkten noch die von den englischen Salomo-inseln eingewanderten Alu hinzugesellen. Die fünf erstgenannten Stämme zerfallen in Küsten-, Vorgebirge- und reine Gebirgsstämme. Zu den reinen Küstenbewohnern gehören nur die Alu, zum Teile die Numa-Numa, Upi und Buka (vgl. Frizzi, E, Kurze Vorbemerkungen über meine Reise in Bougainville und Buka, Korr.-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, E. und M., XLIII. Jahrg. Nr. 7/12, 1911). Die Nasioi und Telei haben sich fast ausnahmslos in die Vorgebirge zurückgezogen, sind aber in wirtschaftlicher Beziehung noch auf das Meer angewiesen. Unter den reinen Gebirgsvölkern, von denen ich die Oiai und Kongara bereits erwähnt

habe, gehört es meist zur Ausnahme, daß einzelne Mitglieder davon das Meer überhaupt je in ihrem Leben zu sehen bekommen. Jede der sechs Hauptstämme sprechen eine andere Sprache, die zu den Hauptstämmen gehörigen Gebirgsstämme einen besonderen Dialekt. Die Nasioi und Telei gehören sprachlich dem reinen papuanischen Sprachstamme an. Die Buka bedienen sich eines melanesischen Idioms. Die Alusprache, die der Upi und Numa-Numa scheint ein Gemisch von beiden zu sein, doch läßt sich unschwer erkennen, daß das melanesische Element die Grundlage dieser Sprache bildet. Ich fuße hierin ausschließlich auf den diesbezüglichen Studienergebnissen von P. W. Schmidt. (Neuentdeckte Papuasprache von den Salomonsinseln. (Bougainville) Globus, Bd. XCV, S. 206-207, 1909). Eingehender studiert ist nur die Sprache der Telei und Nasioi. Die der Nasioi von P. J. Rausch (Die Sprache von Südost-Bougainville, deutsche Salomon-Insel, Anthropos, Bd.VII, S. 105-133, 585-616 und 964-994, 1912) und die Teleisprache von P. J. Grisward (Note grammaticale sur la Langue de Telei Bougainville Iles Salomones, Anthropos, Bd. V, S. 82-84 und 383-406, 1910). Eine Grammatik der Teleisprache von R. Thurnwald ist im Druck. Auf das ausgezeichnete, drei Bände umfassende Werk von R. Thurnwald (Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel, Verlag von D. Reimer, Berlin 1912), das erschienen ist, als ich diese Arbeit bereits abgeschlossen hatte, möchte ich hinweisen. In demselben werden die Bewohner von Süd-Bougainville besonders eingehend behandelt. Der 2. Band befaßt sich mit der Sprache.

Aus diesen kurzen Andeutungen geht hervor, daß es erst wenige Bruchstücke sind, die wir über Bougainville in den Händen haben. Es ist daher unmöglich, jetzt schon ein zusammenfassendes Bild von dieser Insel geben zu können. Wenn die Verhältnisse in Bougainville und Buka später einmal durch jahrelange und vielseitige Erforschung genügend geklärt sein werden, werden diese Zeilen, hoffe ich, als eine willkommene Ergänzung in das Ganze eingefügt werden können. Alle folgenden Mitteilungen und insbesondere die jeweiligen hinzugefügten Bezeichnungen in der Eingeborenen-sprache beziehen sich ausschließlich auf die Nasioi. In alien anderen Fällen wird auf die Provenienz besonders aufmerksam gemacht.

SAGEN.

ÜBER DIE ENTSTEHUNG DER KOKOSPALME.

Ein Mann mit Namen Memetu fing immer viele Fische im Meere, während die andern Burschen von seinem Orte im Gebiete der Numa-Numa nicht von demselben Glück begünstigt waren. Eines Tages verirrte Memetu sich im Walde und kam auf Geisterwege, wo er von zwei Geistern (Paro) angesprochen wurde. Diese äußerten ihm gegenüber den Wunsch auch Fische fangen zu wollen. Memetu antwortete ihnen darauf: Vor einiger Zeit hätten die Fische das Wasser verlassen, und er selbst könne jetzt auch keine fangen. Die Geister glaubten aber seinen Worten nicht, wollten sich hingegen selbst davon überzeugen, und da sie des Fischens unkundig waren, ertranken sie im Meere. Vögel (*Koki*), welche die beiden Geister beobachtet hatten, bekamen Mitleid mit denselben und flogen heran und stachen ihnen mit ihrem Schnabel den Bauch auf. Sogleich konnte das Wasser ablaufen und die beiden sich wieder heimgeben. Nun wußten sie aber, daß es viele Fische im Meere gäbe und Memetu sie belogen hatte. Sie wollten ihn daher töten und nachher aufessen. Als sie in dieser Absicht zu ihm kamen, erkannte Memetu sofort die Gefahr und suchte durch eine List sich zu retten. Als die Geister sich ihm näherten, kochte er gerade ein Schwein in seinem Topfe und er lud die beiden Geister ein, an seiner

Mahlzeit teilzunehmen. Sie ließen sich diese gut schmecken. Doch wußten sie ebensowenig Schweine wie Fische zu fangen. Sie frugen daher Memetu, wie er es denn anstelle, wenn er ein Schwein fangen wolle. Er gab ihnen zur Antwort, man muß auf einen Baum steigen und warten bis ein Schwein unten vorbeikomme. Von oben herab könne man es ganz gut fangen. Die Paros befolgten diese Weisungen, fielen dabei aber vom Baume. Sie sahen sich abermals belogen und wollten daher die schon vorher geplante Rache nehmen. Als sie zu Memetu abermals in dieser Absicht kamen, hatte sich dieser mit einem schönen Hute geschmückt und sein Gesicht war mit Farbe reich bemalt. Das gefiel den Geistern sehr und sie wollten wissen, woher er das habe und wozu es diene. Memetu, darauf vorbereitet, antwortete: Das sei auch zum Schweine fangen nötig. Er entschuldigte sich, dies vorher zu sagen vergessen zu haben. Die Geister glaubten wieder sofort seinen Worten und nun holte Memetu zu einer ganz großen Lüge aus, um sich der Geister endgültig zu entledigen. Es muß hinzugefügt werden, daß die beiden Geister ihn bei sich festhielten und er, solange dieselben am Leben blieben, wenig Aussicht hatte, sein heimatliches Dorf wiederzusehen, da ihm der Weg in dasselbe zurück nicht bekannt war. Nur wenn er die Geister belehrt hätte, wie man Fische und Schweine fängt, würden ihn dieselben den Weg in seine Heimat gewiesen haben. Er wollte aber sein Geheimnis nicht preisgeben und zog es daher vor, dieselben aus dem Leben zu schaffen. Er sprach zu ihnen: Ihr seht hier den großen Topf über dem Feuer hängen, in dem ich eben mein Schwein gekocht habe. Aus diesem Topf habe ich aber die Sachen, die euch so gut gefallen, kurze Zeit vorher erst herausgeholt. Wenn ihr nun auch diese Dinge wollt, müßt auch ihr in den Topf steigen und wenn ihr drinnen seid, will ich euch das Weitere angeben. Kaum waren die Geister in dem Topf, so schürte Memetu das Feuer mächtig an. Den Geistern wurde es gewaltig heiß und sie schrieten laut. Memetu sprach: Sucht Hut und Farbe und schmückt euch damit. Er verschnürte den Topf mit Palmenblättern und die Geister verbrannten in demselben. Memetu stieg nun auf einen hohen Baum. Da sah er viele Orte rings umher, und auf diese Weise fand er sich wieder zurecht und gelangte glücklich nach seinem heimatlichen Dorf. Seine Frau Tubuani, welche ihn schon für tot gehalten hatte, da er so lange von Hause fortgewesen ist, war hochofrenut ihn wieder zu sehen. - Nachdem Memetu fünf Monate zu Hause geblieben war, wollte er wieder den Ort sehen, wo er die Geister verbrannt hatte. Groß war aber sein Erstaunen, dort nun zwei ihm völlig unbekannte Gebilde, zwei kleine Kokospalmen, vorzufinden. Als er ungefähr ein Jahr darauf diesem Ort abermals einen Besuch abstattete, waren es bereits stattliche Bäume und viele Nüsse lagen auf der Erde umher. Dazu muß ich bemerken, daß die Geschichte hier sehr kurze Zeiträume annimmt; denn von der Pflanzung der Kokosnuß bis zu deren Ertrag verstreichen mindestens 5 Jahre. Memetus Hund, den er diesmal mitgenommen hatte, bellte die ihm ebenfalls unbekanntes Nüsse an, weshalb sie von den Eingeborenen Mau genannt werden. Der Hund fraß von der Nuß. Memetu versuchte ebenfalls davon und brachte auch seiner Frau einige Kokosnüsse mit nach Hause. Auf diese Weise verbreitete sich der Genuß der Kokosnuß auf der ganzen Insel. Nur wenige Plätze im Inneren des Landes sind davon ausgenommen. Es scheinen diejenigen Orte zu sein, wo den Palmen in der Luft der nötige Salzgehalt fehlt.

Über die Entstehung der Kokospalme geht unter den Eingeborenen noch eine andere Sage. Dieselbe weicht teilweise von der von mir aufgenommenen ab. Deshalb mochte ich dieselbe wiedergeben, wie sie in der Missions-zeitschrift „Kreuz und Charitas“ (Meppen 17. Jahrgang, Nr. 1, S. 7 1908) ab gedruckt ist. „Eine Mutter mit Namen Sikouna weigerte sich eines Tages ihren beiden Söhnen Komarara und Komakiki das Essen zu

bereiten. Darob gerieten die Söhne in heftigen Zorn und töteten ihre Mutter. Als sie den Leichnam verbrennen wollten, hörten sie die Stimme der Mutter, welche sagte: Verbrennet meinen Leib; mein Herz nehmet aber vorher heraus und leget es in die Erde, und um die Stelle, der ihr es anvertraut, errichtet einen Zaun. Die Söhne taten wie ihnen die Mutter befohlen hatte. Und siehe ein Baum, wie sie noch keinen gesehen, entsproß dem Herzen ihrer Mutter. Sie versuchten die Blätter, aber sie waren ungenießbar. Der Baum fing an zu blühen, sie versuchten die Blüten, aber auch sie waren nicht genießbar. An Stelle der Blüten traten kleine Nüsse. - Wir wollen sie lassen, sagten sie, bis sie größer geworden sind. Als sie die Dicke eines Kinderkopfes erreichten, pflückten sie eine, brachen sie auf und fanden das Innere mit einer Flüssigkeit angefüllt. Sie tranken von derselben und fanden sie sehr wohlschmeckend und sie freuten sich sehr. Die übrigen Nüsse ließen sie hängen, bis sie gänzlich reif herunterfielen. Wieder brachen sie eine auf und fanden in ihr einen wohlschmeckenden Kern. Sie verbargen nun die Nüsse im Walde, wußten aber nicht, wie sie dieselben nennen sollten. Da kam ein Hund vorbei. Er sah die Nüsse und sagte: Wie gerne wollte ich diese Kokosnüsse fressen, wenn ich sie nur aufbrechen könnte. Jetzt war ihnen der Name bekannt. Es sind Kokosnüsse, Kokosnüsse! wiederholten sie. Die Nüsse wuchsen zu Bäumen und trugen Früchte, die man nach allen Ortschaften der Insel brachte."

Eine weitere Sage habe ich über den **Ursprung der Kalipnuß** erfragen können.

Kiara heiratete die Damurei, die Tochter der Barabatsia, eines weiblichen Geistes, gegen den Willen der Mutter, Damurei, welche ihren Mann sehr liebte, warnte ihn vor ihrer Mutter, da dieselbe Männer zu töten verstehe. Sie sprach zu ihm: Wenn meine Mutter kommen will, um dich zu toten, graben wir ein Loch, in das sie hineinfällt. Wenige Tage darauf, als sie das Loch gegraben hatten, kam die Barabatsia und schrie schon von weitem nach ihrer Tochter, die sie wieder zurückhaben wollte. Da diese aber nicht freiwillig kam, blieb ihr nichts anderes übrig, als sich in das Haus ihres Schwiegersohnes zu begeben. Vermittels einer Leiter wollte sie in dessen Wohnung gelangen. Die Leiter war aber nur mit einem dünnen Strick an dem Hause befestigt. Sie brach und Barabatsia fiel in die darunter befindliche große Grube, aus der sie nicht mehr herauskam. Nun kamen alle Männer aus der Umgebung und erschlugen das böse Weib. Aus ihrem Auge, so berichtet die Sage, wuchs der Kalipbaum.

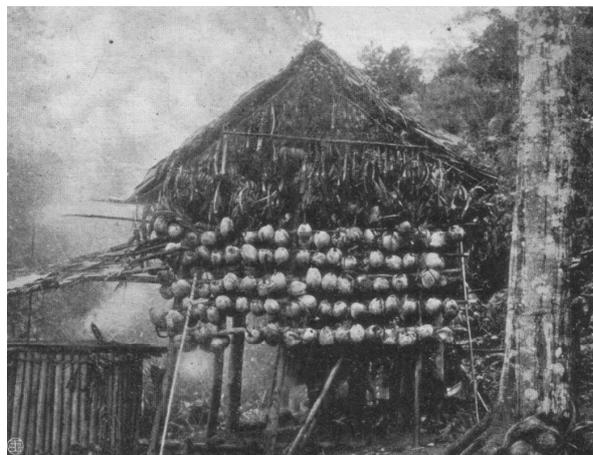


Fig. 2.

Festlich geschmücktes Haus zur Feier eines sing-sing. Der Schmuck, bestehend aus Kokosnüssen, Bananen, Taro usw. Diese Früchte und einige Schweine + werden nach Beendigung des Festes unter die Mitwirkenden verteilt.

Zwei Geschichten, **wie das Sing-sing entstanden ist**, möchte ich so, wie mir dieselben erzählt wurden, wiedergeben. Unter sing-sing versteht man eine Art lokales Volksfest, bei dem viel gegessen und getanzt wird (Fig. 2). Die Nasioibezeichnung für den Tanz, den die Männer aufführen, ist Kobi. Wenn derselbe ausschließlich von Frauen ausgeführt wird, wird derselbe Kena genannt. Ich werde in einem anderen Zusammenhange noch darauf zu sprechen kommen.

1.

Einem Kinde starb die Mutter und der Vater. Es kam zu bösen Pflegeeltern, wo es schlecht behandelt wurde. In seiner Not begab sich das Kind nach dem Tutueu, dem Aufenthalt der Verstorbenen, um seine Eltern zu suchen. Es kam zu dem Flusse Oropera und konnte nun nicht hinüber. Auf der anderen Seite des Flusses sah es eine Menge der verstorbenen Seelen. Seine Eltern konnte es nicht entdecken. Es wurde aber von seiner Mutter erblickt, welche erfreut, ihr Kind zu sehen, über den Fluß kam. Doch die Mutter hatte große Angst für dasselbe, denn wenn es die bösen Geister sehen, würden sie es töten. Sie sprach daher zu ihrem Kinde: Warte bis es Nacht geworden ist, dann will ich dich mit mir nach Hause nehmen. Denn bei Tag darf ich das nicht tun, die bösen Geister würden dich töten, wenn sie merken, daß du nicht gestorben bist. Als die Mutter nachts ihr Kind zu sich ins Haus brachte, kamen alle Geister in große Aufregung, denn sie vermuteten sofort, das ein lebendes Kind auf Besuch seiner toten Eltern sich in deren Hause befinden muß. Die Geister umstellten das Haus und sprachen: *tsimate?* (es starb?). Vater und Mutter aber sprachen: *matesiu* (es starb nicht). Große Angst erfüllte nun die Eltern, die Mamari, eine Art böser Geister, würden das Kind lebend verzehren. Sie sorgten daher dafür, daß das Kind wieder zurückkehre. Sie gaben ihm eine Bambusflöte, welche damals noch nicht bekannt war und lehrten dem Kinde auch das Spiel auf dieser. Sie schärfen demselben ein, unterwegs darauf keinen Lärm zu machen, sonst würde es dadurch die Geister anlocken und sich auf diese Weise der Gefahr aussetzen, von denselben getötet zu werden. Erst wenn du zu Hause bist, sagten sie, darfst du auf der Flöte spielen. Das Kind befolgte aber diesen Ratschlag nicht und probierte die Flöte schon vorher. Die Geister kamen und nahmen dem Kinde das Instrument weg. Dem Kinde selbst taten sie aber nichts zu leide. So wäre jedenfalls das Flötenspiel auf der Erde nicht bekannt geworden, ohne dasselbe ist das sing-sing jetzt undenkbar, wenn nicht eine andere Begebenheit, von der die zweite Geschichte berichtet, sich zugetragen hätte.

II.

Baitsinani und seine Frau Bari suchten nach Fischen im Meere. Da kam der Bruder des Baitsinani namens Tebu hinzu und entbrannte in heißer Liebe zu seiner Schwägerin. Baitsinani sah dies und wurde darüber sehr traurig. Er dachte aber dabei an nichts Schlimmes. Die beiden anderen hielten sich im Wasser versteckt und begingen einen Ehebruch. Als die Frau zu ihrem Manne zurückkehrte, sah er Blut an ihrem Körper und auf seine Frage legte ihm Bari ein Geständnis ab. Baitsinani beschloß nun, sich an seinem treulosen Bruder zu rächen. Er bat seinen Bruder, ihn zu diesem Zwecke auf einer Kahnfahrt zu begleiten. Derselbe willigte ein, und sie fuhren hinaus auf das offene Meer. Als sie soweit waren, nahm Baitsinani eine Kokosnus, um sich zu erfrischen. Er spaltete sie mit einem Messer und ließ eine Hälfte davon, wie aus Versehen, in das Wasser fallen. Daraufhin sprang Tebu ins Wasser, um wieder herauszuholen. Diesen Augenblick benützte der betrogene Ehemann, um eilends davon zu rudern. Doch zu Tebu kam ein Fisch geschwommen und sprach zu ihm: Wenn du mir ein Stück von deiner Kokosnuß gibst, will ich dir helfen, daß du unversehrt an die Küste zurückkommst. Das geschah.

Als der erste Fisch ermüdet war, wurde derselbe von einem zweiten Fisch abgelöst, dem Tebu für seine Hilfeleistung ebenfalls ein Stückchen von seiner Nuß zu essen gab. Auch eine Schildkröte nahm sich des Tebu an. So wechselten oftmals die Tiere des Meeres, und Tebu gelangte glücklich wieder ans Land. Er ging zu seiner Mutter Murauna, die aus Freude über die glückliche Rettung ihres Sohnes den Fischen zu Ehren ein großes Festessen veranstaltete. Viele Schweine wurden geschlachtet und den Fischen vorgesetzt. Nachdem die Fische sich so reichlich bewirtet fanden, ergriffen sie zum Erstaunen der Eingeborenen ihre Bambusflöten und begannen zu diesem eigenartigen Flötenspiel einen nicht minder wunderlichen Tanz aufzuführen. So lernten die Eingeborenen das Flötenspiel und den Tanz kennen, und so erklärt man sich auch das dabei eigenartige Wippen und Nicken, welches diesen Tanz auszeichnet.

WIE DER BETELBAUM, DIE KALKBÜCHSE UND DAS BETELKAUEN ZUSTANDE KAM.

Murato erschlug seine Frau Namuentisi. Darauf verbrannte Murato ihren Leichnam. In der übrig gebliebenen Asche fanden sich Betelnüsse und eine Kalkbüchse vor. Murato, der ein Diener des Bakokara war, frug seinen Herrn, was das zu bedeuten habe. Bakokara hieß ihn Muscheln und Korallen aus dem Meere holen, sie zerreiben und in die Kalkbüchse tun. Daraufhin begann der Bakokara, den Menschen das Betelkauen zu lehren. Er fügte aber hinzu, es beiße gewaltig im Munde und warnte die Menschheit auch vor übermäßigem Genuß.

WIE DER HUND ENTSTAND.

Zwei Opossums wollten sich gegenseitig schön machen. Das eine kämmte und kräuselte das Haar des anderen. Dieses nun wollte aber nicht, daß noch ein zweites Tier ebenso schön sei. Unter dem Vorwand, das andere aber noch schöner machen zu wollen, zog es nun dessen Nase, Ohren, Füße und Schwanz mächtig in die Länge. Als es fertig war, sprach es: Besieh Dich doch im Wasserspiegel, wie schön Du nun bist. Wohlweislich floh es aber vorher auf einen Baum. So kam der Hund zustande.

RELIGIOSE VORSTELLUNGEN.

Es läßt sich unter keinen Umständen in Abrede stellen, daß die Nasioi sehr weitgehende religiöse Vorstellungen haben. Wenn man sich zwecks ihrer Aufnahme an primitive Völker wendet, die bereits mit Missionen in Berührung gekommen sind, muß man dabei immer große Vorsicht üben. Diese muß umso größer sein, je länger bereits die Berührung zurückgeht und je größer der ursprüngliche Vorstellungskreis gewesen war. In Bougainville haben sich zuerst vor neun Jahren die Missionäre in Kieta niedergelassen und jedes neue Jahr bringt uns dort auch eine neue Missionsstation. Sehr schnell gewinnt der Missionär daher dort an Einfluß, der umso größer ist, als er ja täglich mehr und mehr in Kontakt mit den Eingeborenen tritt. Für die Kulturarbeit, die da zu leisten ist, kann man diese Tatsache nur mit Freuden begrüßen. Für den Forscher aber ist dies nur mit gewisser Einschränkung der Fall. Pflicht und Beruf des Missionäres ist es, in seinem Geiste die Eingeborenen heranzuziehen. Wie weit sich unsere Hoffnungen, daß Missionäre, wenn sie die alten religiösen Vorstellungen verdrängen, diese Vorstellungen der Wissenschaft zu erhalten, sich verpflichtet fühlen sollten, erfüllen werden, entzieht sich meinem Urteil. Die Anregung ist gegeben, deren Erfüllung wird hoffentlich kein frommer Wunsch bleiben.



Fig. 3. Tempel (Lontoro).

Die oberste Gottheit bei den Nasioi heißt Kumponi. Sein Sohn ist der Bakokara und dessen Mutter die Tanutanu. Nach der Frage, woher diese und alle Gottheiten, deren es eine Unzahl gibt, stammen, bekam ich zur Antwort, aus der Erde, die auch Kumponi erschaffen hat. Viele Geister, gute und böse, Manari und Paro, männlichen und weiblichen Geschlechtes sind bekannt. Ein Tempel, Lontoro genannt (Fig.3), nichts weiter als ein kleines niederes Blätterhäuschen wurde mir gezeigt. Wenn mir nicht auch der Priester Kanoko und die Priesterin namens Lekau bekannt wären, würde ich dieser in diesem Gebiete bisher völlig unbekanntem Tatsache keinen Glauben beimessen können. Im Innern des Tempels konnte ich nichts weiter als ein paar Kokosnüsse, einige vertrocknete Bananen und Taro, die auf der Erde herumlagen und offenbar als die Reste einer Opfergabe (pareka) aufzufassen sind, bemerken. Auch Fische und das Opossum werden als Opfer dargebracht. Die Opferdarreichung scheint vornehmlich an die Vollmondzeit gebunden zu sein. Alle diese Dinge werden streng geheim gehalten, und ich konnte nichts Bestimmteres darüber erfahren. Der Priester und die Priesterin gehören merkwürdigerweise zu den eifrigsten sonntäglichen Kirchenbesuchern in der katholischen Missionsstation zu Koromira. Sehr oft kommt gerade von dieser Seite die heftigste Abwehr bei Missionsneugründungen, da den Heidenpriestern naturgemäß von dieser Seite zumeist gewissermaßen der Lebensfaden und damit ihr Ansehen und ihre ganze Existenz abgeschnitten zu werden droht. Dies dürfte auch dort wohl stets zutreffen, wo derartige Stellungen sozial höher bewertet und auch mit besonderen Einnahmen verknüpft sind. Doch der Priester und die Priesterin hier leben ausschließlich von den Erträgen ihrer Pflanzungen. Beide haben sich mir gegenüber dahin ausgesprochen, daß Kumponi und der Gott der Christen wohl ein und dieselbe Person sind, nur anders bezeichnet werden. Kumponi lebt teilweise unter, teilweise auf der Erde, niemals aber wird sein Wohnsitz in den Himmel verlegt gedacht. Aus diesen und folgenden Bemerkungen läßt sich allerdings die Vermutung nicht ganz von der Hand weisen, ob die

Eingeborenen nicht schon früher einmal, wenn auch nur ganz flüchtig und vorübergehend, mit der christlichen Lehre irgendwie vertraut worden sein könnten. Die Frage nach dem Ursprung Kumponis wurde mir dahin beantwortet, daß er als das, von Ewigkeit her bestehende höchste Wesen verehrt wird. Obwohl Kumponi, wie man mir jetzt sagt, - was unzweifelhaft auf moderne Beeinflussung hinweist - sich überall aufhält, war sein Wohnsitz vor Zeiten an ganz bestimmte Lokalitäten gebunden. Der ursprüngliche Wohnsitz Kumponis war in Denai auf dem Berge Tsiorai etwa zwei Stunden westlich landeinwärts von Koromira aus gelegen. Große überhängende Felsblöcke, die noch heute zu sehen sind, sollen zu dessen Aufenthalt gedient haben. Der größere wird Pavarobe (Pava = Haus) der kleinere Pavanava genannt. Kumponi fertigte aus Steinen verschiedene Modelle an, die mir auch gezeigt wurden. So möchte ich besonders ein Bootsmodell erwähnen, welches die Eingeborenen *Pirunovua dekapu mora* benennen und was übersetzt etwa heißt „für das Meer ausgehauen er hat“. Ferner wurden mir gezeigt drei kleine abgerundete Steine (*Tsi para*), die eine Feuerstelle darstellen sollen, ein vierter etwas größerer Stein in unmittelbarer Nähe soll ein umgestülpter Topf (*otau*) sein, dem die drei vorher benannten Steine als Feuerstelle dienen. Ein weiteres Steinmodell ist das Muster für den bei den Eingeborenen sehr beliebten Armring (*bananka*). Angeblich sollen auch die aus Taro hergestellten Speisen vorher von Kumponi in Stein modelliert worden sein. Jedenfalls hat man mich auch zu einigen zylindrisch geformten Steinen, die besonders durch ihre gelbliche Färbung auffallen, geführt und mir gesagt, das ist das Dobe, unsere Lieblingsspeise. Im Walde versteckt wurde mir eine Felsplatte gezeigt, in der ein Fußabdruck zu sehen war, man konnte tatsächlich ganz gut einen Fuß und fünf Zehen unterscheiden. Der Fußabdruck soll von Kumponi herrühren. Derselbe führt den Namen Kakapura, das heißt der Zahnlose in der Nasioi-Sprache. Man trifft in dem ganzen Gebiete auf weitere Steine, die alle ihren Namen haben und von den Eingeborenen in irgendwelche Beziehungen zu ihrer ursprünglichen Religion gesetzt sind. So sah ich einen kleinen Stein Poro opiaudiman, durch welchen von Kumponi aus dafür gesorgt sein soll, daß die Schweine stets genügend Futter finden, was bei der großen Beliebtheit, deren sich diese Tiere bei den Eingeborenen erfreuen, nicht verwunderlich ist, besonders wenn man bedenkt, daß den Schweinen kein Futter verabreicht wird, dieselben nur allein auf das angewiesen sind, was sie selbst im Busch finden. Kakiatu, ein durch zwei Steine gebildeter Bogen, durch den das Wasser eines kleinen Fließchens durchrauscht, ist auch ein besonderes Heiligtum. Das ist der Kopikope, wurde mir plötzlich ein am Wege liegender Stein vorgestellt, ohne mir aber dessen nähere Bedeutung zu verraten. Ein sehr großer Steinblock Kikiravanare ist dem Mond geweiht. Bestimmten Geistern wird auf diesem Steine geopfert, wozu die bekannten Früchte Taro, Bananen, Kokosnüsse, Kalip u. dgl. verwendet werden. Auch Kumponi selbst, in Stein gehauen, krönt die Spitze eines Berggipfels. Dieser Stein heißt Tsidonanai. In dessen Nachbarschaft befindet sich auch seine Frau, der Name dieses Steines ist Tedeomen; Steine, deren Kinder, rechts und links davon, sind der Dorobinal und der Kampuani. Der Grundton des bisher Gesagten deutet darauf hin, daß der Steinkultus, welcher noch immer sehr verbreitet ist, früher wohl noch mehr vorherrschend gewesen sein dürfte.

Über die **Erschaffung des ersten Menschen** habe ich folgendes aufgenommen:

Kumponi erschuf Menschen, um Arbeiter für die Bearbeitung des Bodens zu haben. Die ersten Menschen formte er aus der Erde. Toraunare ist der Name des ersten Mannes, Tambiuenare der des ersten Weibes. Kinder derselben sind der Reihenfolge ihrer Geburt

nach zuerst ein Mädchen Muntu, dann ein Knabe Natenu, ein Mädchen Natsieinu und schließlich zwei Knaben Kuikuipa und Toreva.

Um die Menschen mit Nahrung zu versorgen, nahm Kumponi einen Topf, bedeckte denselben mit Blättern und stellte diesen sodann auf das Feuer. Eine Zeit nachher öffnete er den Topf, und es kam ein Schwein zum Vorschein, das auch schon einen Strick um den Hals hatte, damit es festgebunden werden konnte, weil es sonst in den Busch gelaufen wäre. Das Schwein ist aber jedenfalls erst nach Bougainville importiert worden, als die Eingeborenen schon dort lebten. Mag sein, daß den jetzt lebenden Generationen für größere Zeiträume das richtige Verständnis abgeht. Jedenfalls ist für diese Mitteilung die primitive Vorstellung charakteristisch, wie sich die Menschen die verschiedenen Entstehungsgeschichten zurechtgelegt haben. Denn aus demselben Topf und auf die gleiche Weise hat Kumponi auch alle anderen Tiere und Früchte, die als Nahrungsmittel angesehen werden, hervorgebracht.

Wegen eines Streites um eines Schweines willen wurde ein gewisser Tatakai erschlagen, angeblich von seinem Bruder. Das ist der älteste Todschatz, der bekannt ist. Auch eine Art **Sintflut**, wobei allerdings an Stelle des Wassers der Wind tritt, soll es hier einst gegeben haben. Der Wind tötete viele Eingeborene. Es kommen allerdings hier zu Lande sehr heftige Zyklone vor, worauf möglicherweise diese Erzählung zurückzuführen ist. Nur ein Mann Tsikowa und seine Frau Kiwi blieben im Orte Taurua am Leben. Ein Stein Krainai, der mir auch gezeigt wurde, gewährte diesen zwei Menschen genügend Schutz gegen den heftigen Wind. Und so war es möglich, daß die Menschheit damals nicht ausstarb. Vor allem wird betont, daß der Wind sehr stark war, denn alle Feuer seien erloschen. Als Ursache dieses Unwetters wird angegeben, der Vollmond Katsiei habe diesen Sturm hervorgerufen, da er böse war, daß ihm schon lange Zeit nicht mehr geopfert wurde. Wie ich schon vorher darauf hingedeutet habe, werden die religiösen Zeremonien von dem Priester, und der Priesterin hauptsächlich zur Vollmondszeit abgehalten. Es wurde mir auch zugegeben, daß auch jetzt noch dem Monde geopfert wird. Daß diese Erzählung aber nur als eine lokale Katastrophe aufzufassen ist, beweist allein der Umstand schon, daß zwei Mädchen, die diese beiden vom Sturme verschont gebliebenen Menschen Tsikowa und Kiwi nachher erzeugten, von Männern aus Rorovana, einem ungefähr zwei Tagereisen von Koromira entfernten Orte, geheiratet wurden.

Kumponi und seine Frau Tanutanu lebten, wie bereits gesagt wurde, ursprünglich auf dem Berge Tsiorai in Steinhäusern, heute haben beide die Gegend von Koromira verlassen, durch eine Begebenheit veranlaßt, die ich im folgenden mitteile. Nur zu gewissen Zeiten kommt Kumponi zurück. Die Ursache der Veränderung ihres Wohnsitzes ist darin zu suchen, daß die Götter den Kindern der Eingeborenen stets zu viel zu essen gaben, gegen den Willen der Eltern, und die Eltern deshalb bei den Gottheiten Beschwerden einlegten. Dadurch gekränkt beschlossen die Götter auszuwandern. Sie stiegen den Berg herab gegen die Meeresküste zu. Als sie der Küste entlang gingen, kam ein kleiner Fisch mit Namen Kapate geschwommen und sprach die Götter an. Der Fisch sagte, er könne es ganz begreiflich finden, daß sie diesen Ort, wo man auch ihm nachstellt, verlassen. Die Tanutanu veranlaßte der Fisch, sich beim Flusse Arania niederzulassen, Kumponi etwas weiter südlich bei dem Darafuß bei Lavelei, welcher Ort ungefähr an der südöstlichen Spitze von Bougainville gelegen ist. Als sich Kumponi nun zurückgezogen hatte aus der Gegend von Koromira, übertrug er alle Macht seinem Sohne, Bakokara. Die Zeremonien in diesem Tempel, von dem ich eingangs

dieses Kapitels gesprochen habe, werden hauptsächlich zu Ehren des Bakokara veranstaltet, sowie zu Ehren seiner Frau Mirirawa und seinen Kindern Nateono und Kakate, seinen zwei Söhnen, Tankaban, Mirekaosi und Mirirawa, seinen drei Töchtern. Alle zusammen wohnen im Busch. Im Tempel müssen aber immer Opfergaben bereit liegen, damit, wenn die Gottheiten kämen, stets für sie etwas Nahrung vorbereitet ist. Auch Bakokara hat Menschen erschaffen. Tsikenai und sein Weib Muturowe war das erste Paar. Dieselben bekamen zehn Kinder, zur Hälfte Knaben und Mädchen.

Interessant war mir zu hören, unter welchen Umständen der Priester und die Priesterin mit den Gottheiten in direkte Berührung treten. Beide müssen sich bei diesen priesterlichen Funktionen in einen rauschartigen Zustand versetzen, was durch reichliches Kauen der hier zu Lande üblichen Betelnuß geschieht. Zehn Betelnüsse kaut jeder von ihnen, gewürzt mit den nötigen Pfeffer- und Kalkmengen. Dazu werden angeblich zehn Kokosnüsse getrunken, eine Menge Bananen, aber nur von zwei bestimmten Sorten Kobui und Kia, werden dazu verzehrt. Die Priesterin scheint durch ihre Gesänge eine größere Macht zu haben, die Götter anzurufen. Ihr allein erscheint auch Kumponi. Die Visionen, welche die beiden Priester nach dem reichlichen Mahl, dessen Bestandteile ich soeben aufgezählt habe, und dem darauf folgendem Gesang haben, sind kaum anders zu beurteilen, als Reaktionserscheinungen ermüdeten Nerven und einer Überladung des Magens.

Der Priesterstand ist erblich. Die beiden jetzigen Vertreter sind Bruder und Schwester. Als Nachfolger wurde mir der jetzige Sohn der Priesterin bezeichnet.

Über das **Aussehen der Götter** habe ich mich bemüht, einiges zu erfahren. Jedenfalls denkt man sich das ganze Pantheon möglichst fürchterlich. Bakokara hat einen langen Bart, riesengroße Hände und Füße. Seine Frau Mirirawa ist durch übergroße Brüste ausgezeichnet. Sie kann dieselben weit über ihre Schultern zurückwerfen, was jedesmal von einem donnerähnlichen Knall begleitet, sein soll. Gewiß mehr als hundert Geister könnte man feststellen. Alles und jedes wird auf dieselben zurückgeführt. Zweifellos haben dieselben nur immer ganz lokale Bedeutung und ein ganz bestimmtes Amt. Sie sind zumeist Diener der Götter, selten ganz selbständig. Manche zeichnen sich durch einen ungemein kleinen Kopf und ungeheuerlich große Augen aus. Ihr ständiger Aufenthalt ist der Busch. Nicht selten sitzt ein Geist auf einem Baume. Dadurch könnte man auf den Gedanken kommen, ob diese sogenannten Geister nicht hie und da Tiere sind, die nur sehr selten zu sehen sind; Geister mit langen Hörnern und ebensolchen Haaren, oder langen, hervorstehenden Eckzähnen, wurden gesehen. Allen gemeinsam sind große Hände und Füße. Im Rang und den zu verrichtenden Aufgaben sind dieselben nicht gleich gestellt. Murato scheint speziell dem Bakokara untergeordnet zu sein. Lanto und seine Frau Karandari ist einer der gefürchtetsten. Er verursacht plötzlichen Tod, wenn man krank ist. Maramoi und seine Frau Kakaratu verursachen ebenfalls plötzlichen Tod ohne vorhergegangene Krankheit. Der Geist Mamakare tötet Kranke, die ohne Aufsicht bleiben. Weitere Totengeister und deren Frauen sind Bantsimuai und seine beiden Frauen: Butangotango und Nturuña, Kakauaka und dessen Frau Bubantotsi. Die Frauen scheinen aber oft in einer anderen Bedeutung ihren Einfluß geltend zu machen, so zerstört die Butangotango junge Bäumchen. Ongrai und Ninibiron essen viele Fische. Die Frau des Lanto, Karandari krebse. Niaka und Kirei beschützen die Kokosnüsse. Bubangotsi und ihr Mann Kakaaka und der Geist Tsirine vertilgen Schlangen. Kopoi ist ein Geist in Gestalt einer Schlange, der Schweine tötet. Ihm werden lebende Opossume geopfert. War dies schon längere Zeit nicht der Fall, so gibt Kopoi seinen Unwillen über

diese Vernachlässigung des nachts durch lautes Pfeifen kund. Opauko entführt Kinder in den Busch, wo er sie mit Schlangen ernährt. Er behält dieselben ungefähr einen Monat bei sich und schickt sie nachher wieder heim. Sein Aufenthalt ist völlig unbekannt. Einem Jungen namens Tsibonani vom Orte Tsirunani geschah dies vor nicht langer Zeit. Leider ist derselbe gestorben, so daß ich ihn nicht persönlich über seinen Aufenthalt beim Geiste Opauko verhören konnte.



Fig. 4. Nasioi dorl, im Hintergrund X ein Geisterhäuschen (dopo).

Poliwei ist ein Telei geist. Derselbe wird auch in Holz geschnitzt und auf Kokospalmen gesetzt zur Bewachung derselben. Weiter habe ich wertvolle Mitteilungen über die **Totenwanderung** in Erfahrung gebracht. Die Seele eines Verstorbenen versucht zuerst in den Körper eines Lebenden einzudringen, um denselben zu veranlassen, ihm in, den Tod nachzufolgen. Die abgeschiedene Seele würde versuchen, unter den gräßlichsten Schmerzen einem Lebenden die Eingeweide herauszureißen. Jede Seele, gleichgültig, ob die eines Mannes, Weibes oder Kindes, versucht das. Die Männer, für die allein unter den Lebenden die Gefahr besteht, wissen dies aber zu verhindern. Sie nehmen *Tsitisba*, ein Stück Bambus, füllen das mit Wasser und begeben sich zu dem Ort, wo die Leiche verbrannt wurde und schütten das *Tsitisba* an dieser Stelle auf die Erde. So kann die Seele des Verstorbenen für sie keine Gewalt mehr ausüben. Die Eingeborenen unterscheiden zwei Arten von Seelen. Die eine ist die *Tanua*. Dieselbe ist einfach die Wiedergabe des menschlichen Körpers, wenn man sich im Wasser oder im Spiegel besieht. Ich nenne sie deshalb Spiegelseele. Die andere, *Manna*, ist unser Schattenbild, die Schattenseele. Nur die Spiegelseele kommt in die Unterwelt, in das *Tutueu*. Der Aufenthaltsort für die Verstorbenen wird in das Innere des Berges Bagana verlegt. Die Schattenseele wohnt im Geisterhäuschen, das ich lieber Seelenhäuschen nennen möchte, dem *Dopo* (Fig. 4), das die Eingeborenen dem Andenken der Verstorbenen unmittelbar bei dessen Haus, das er zu Lebenszeit bewohnt hat, errichten. Das Häuschen steht auf einem Pfahl, auf dem ein kleiner ungefähr ein Quadratmeter großer Tisch befestigt ist, welcher mit einem Blätterdach überdeckt wird. In demselben werden Opfergaben, wie Taro u. dgl. niedergelegt. Der Auffassung meines Freundes, Herrn Pater Rausch, zufolge denken sich die Eingeborenen nur eine Seele, welche solange im Geisterhäuschen verbleibt, als ihr geopfert wird. Ist dies nicht mehr der Fall und wird das Häuschen

abgetragen, dann begibt sich die Seele zum Bagana. Meine Auffassung geht aber doch mehr dahin, daß die Eingeborenen es für nötig finden, der Spiegelseele so lange zu opfern, als der Verwesungsprozeß für die Zerstörung des Körpers in Betracht kommt. Das geht in den Tropen ziemlich rasch, und nachher hätte eine weitere Opferung keinen Wert mehr. Die Seelen frisch Gestorbener werden immer von denen ihnen bereits im Tode vorausgegangenen Verwandten oder Freunden abgeholt. Sie erhalten Kunde durch Schmerzen, die sie in ihrem Leibe verspüren. Bevor die Toten aber in das Schattenbereich eingehen können, müssen sie sich reinigen von dem Ruße und der Schwärze, welchen sie durch die hier allgemein übliche Verbrennung ausgesetzt waren und um das in der Seele noch lodernde Feuer zu erlöschen. Bei gewaltsamem Tod wird zuerst eine Waschung im Flusse Nagari bei Numanuma gedacht, der sich dadurch auszeichnet, daß sein Flußbett von einem roten Lateritgestein durchsetzt ist, woraus die Eingeborenen auch ihre Farbe gewinnen, die sie zur Gesichts- und Haarbemalung verwenden. Die Rötung des Gesteines erklären sich die Eingeborenen aus dem vielen Blute der Seelen, die darin baden müssen. Im Fluß Oropera bei Rorowana müssen sich alle Seelen waschen. Im Jenseits selbst werden diejenigen, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind, auch wieder abgesondert gedacht. Es gilt geradezu für schimpflich, wenn jemand gewaltsam stirbt, sei es, daß er im Kampfe gestorben oder sonstwie verunglückt ist. In dieser Hinsicht scheinen besonders bei den Telei noch mehr hervortretende Ansichten zu bestehen. Man denkt sich das Tutueu, das Jenseits eigentlich nicht viel anders, wie den Aufenthalt auf Erden. Nur reichliches Essen sei dort stets vorhanden. Alte Leute würden dort vollkommen verjüngt ihre Arbeit verrichten. Denn für seine Bedürfnisse müsse man auch hier selbst Sorge tragen. Das erste was man in Tutueu essen muß, ist eine Bananensorte *Tsiaku*. Daß ungeheure Mengen von Schweinen und Taro in der Unterwelt gekocht werden, kann man aus dem Rauche ersehen, welchen der Bagana, der bekanntlich ein Vesuv ist, ausströmt.

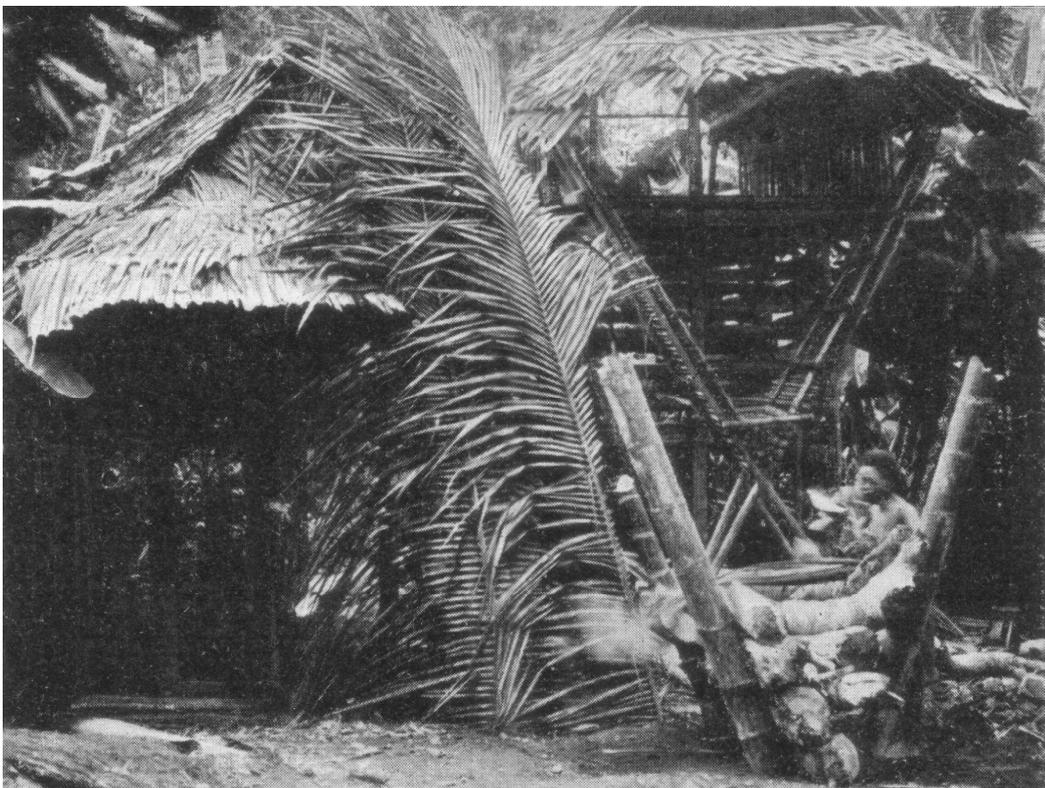


Fig. 5. Scheiterhaufen (*pampa*).

Daß die Seelen oft auf Erden umherirren, wird geglaubt. Ich war eines abends in einem Dorfe, da mag wohl irgend ein Tierchen einen allerdings ungemein feinen Laut von sich gegeben haben. Erschreckt, wie ich die Leute sonst selten gesehen habe, fuhren sie zusammen und machten sich sich sofort von Hütte zu Hütte leise flüsternd von dieser Beobachtung Mitteilung.

In diesem Zusammenhange berichte ich noch über die **Leichenverbrennungszeremonien** (*Kawe*). Ich hatte zweimal Gelegenheit, solchen beizuwohnen. Die Eingeborenen lieben es aber nicht, wenn Europäer zugegen sind und halten diese Zeremonien möglichst geheim. Wohl aus Scheu vor den Missionären, die dieser altheidnischen Sitte entgegenarbeiten. Man erfährt daher zumeist von Leichenfeiern immer erst im Nachhinein. Nur auf der Insel Buka selbst scheint wenigstens von den Küstenbewohnern die Leiche am Meeresstrand eingegraben zu werden. In Bougainville und im Inneren von Buka ist die Verbrennung allgemein üblich. Bei den Koromiraleuten wird jeder angeschene Eingeborene verbrannt. So unglaublich es scheinen mag, auch diese Menschen wissen von den Grenzen, die durch den Reichtum gezogen sind, wenn derselbe auch in nichts weiter als einem Schwein, einem Beil, ein paar Glasperlen oder sonst einer Kleinigkeit besteht. Denn völlig unbemittelte Personen werden entweder einfach in das Meer geworfen oder, wie ich gelegentlich auch gesehen habe, in die Erde begraben. Beide Male, als ich unterwegs war, der Trauerfeier beizuwohnen (es geschieht dies bei den Nasioivölkern zwischen neun bis elf Uhr vormittags, bei den Telei um Mitternacht herum), begegnete ich vielen Frauen, deren Körper vom Gesicht bis zu den Zehen mit einem rötlich gelben Lehm vollständig bestrichen waren. Dies waren die Ehefrauen und nächsten Anverwandten des Verstorbenen. Andere Frauen und auch Männer und Kinder hatten bloß das Gesicht, entweder mit derselben Farbe oder mit Kalk weiß beschmiert. Es sind dies die Freunde und Fernerstehenden. Diese Trauerbemalung bleibt ungefähr acht Tage bis sechs Wochen bestehen, das heißt, sie wird fast täglich frisch erneuert. Irgendwelche Abwaschungen, Bäder oder sonstige Reinlichkeiten sind hierzulande unbekannt. Daher auch die vielen Wunden und Hautkrankheiten aller Art. Die Witwen trauern oft in dieser vorerwähnten Schmutzkruste jahrelang. Trauerschnüre (*Badiko* und *Kuaro*) um Arme, Beine, Brust oder Lenden zählt man auch noch, und zwar hauptsächlich bei den Frauen, zu den äußerlich allgemein üblichen Trauerabzeichen. Von Freunden und weiter entfernten Verwandten wird oft ein Stück Holz zum Zeichen des Beileides um den Hals gehängt. Ich sprach vorher von meiner Begegnung mit den Weibern. Dieselben gingen oder kamen zu oder von den Tarofeldern. Taropflanzen werden nämlich massenhaft um den Scheiterhaufen, auf welchem die Leiche verbrannt werden soll, gestreut. Bei diesen Gelegenheiten werden oft ganz bedeutende Taro- und auch Bananenbestände vernichtet. Selbst ganze Kokospalmen wurden früher oft umgeschlagen, was aber, soweit der Einfluß der Regierung geht, von derselben heute untersagt wird. Alles dient natürlich nur dazu, um der entfliehenden Seele Nahrung mit auf den Weg zu geben und dieselbe nicht durch irgendwelche Vernachlässigungen zu erzürnen. Kommt man nun früh genug in das Dorf, wo die Verbrennungszeremonien stattfinden sollen, so sieht man vorher noch müßig umhersitzende Männer, die wie gewöhnlich ihre Pfeife schmauchen. Allmählich kommen die ersten Trauergäste aus den benachbarten Dörfern. Nun entschließen sich drei oder vier Männer zur Herstellung des Scheiterhaufens (*pampa*). Er ist schnell gemacht. Zuerst werden rechts und links je zwei saftig grüne Baumstämme, da dieselben als Stütze für den ganzen Scheiterhaufen dem Feuer möglichst lange widerstehen müssen, im spitzen Winkel nach unten zu schräg in die Erde ein getrieben. Zwischen diesen kommen

sieben weitere Holzprügel. Einer zu unterst, je drei rechts und links. Der von unten nach oben sich keilförmig erweiternde Holzstoß ist sodann fertig zur Aufnahme des Verstorbenen. Es wird aber erst auf die Rückkehr der Weiber gewartet, wenn dies noch nicht der Fall sein sollte. Die Ehefrauen, die Eingeborenen haben deren bis fünf und mehr, meistens aber nur eine, zwei oder höchstens drei, nähern sich jetzt dem Scheiterhaufen unter großen Wehklagen, legen Taropflanzen darauf und wälzen sich nun rings um denselben auf der Erde herum (Fig. 5). Oft werden die Arme und der Blick gegen den Himmel erhoben. Sie besteigen den Scheiterhaufen und kriechen durch denselben, immer ihre Gestikulationen wiederholend. Allmählich kommen auch die nächsten weiblichen Anverwandten und schließen sich diesen eigenartigen Trauerkundgebungen an. Das dauert etwa eine Viertelstunde. Viele Trauergäste haben sich einstweilen im Hintergrunde angesammelt. Das Holz, das zum Anzünden des Scheiterhaufens bestimmt ist und abseits von demselben fertiggestellt wurde, brennt bereits lichterloh. Da zieht sich die zuerst bezeichnete Gruppe von Weibern in das Haus des Verstorbenen zurück. Aus demselben ertönt bald darauf furchtbares Klagegeheul. Unterdessen hat sich eine andere Gruppe Frauen, die von weither aus dem Busch kommen, dem Holzstoß genähert. Diesem ganz nahe gekommen, schreien sie laut auf, etwa wie hui, hui, und führen in schnellem Tempo, ihren Körper abwechselnd rechts und links in den Hüften drehend, unter fortgesetztem Geschrei äußerst groteske Tänze auf. Der Scheiterhaufen wird nun in Brand gesteckt. Der vollkommen in Palmenblättern eingewickelte Leichnam, auf einer aus Holzstäben gefertigten primitiven Tragbahre (*kave*) ruhend, wird nun von einigen Männern herbeigebracht und schnell auf das Feuer gelegt. In der Missionszeitschrift Kreuz und Charitas (Juni 1908, S. 130) wird davon gesprochen, daß die Leichen vorher geschmückt und mit Kokosöl gesalbt werden, wovon mir nichts bekannt wurde. Männer und hauptsächlich die Frauen erheben jetzt alle zusammen ein wüstes Geschrei. Die weibliche Verwandtschaft kriecht auf Händen und Füßen rings um den Scheiterhaufen herum. Männer sollen zum Zeichen des Schmerzes beim Verluste ihrer Frau schon oft ihre Ohrmuschel abgeschnitten und die selbe in das Feuer, welches ihre Frau verzehrte, geworfen haben. Arme werden gegen den Himmel gehoben, Augen verdreht, alles viel zu sehr Schema, um vom wahrhaft echten, liebenden Schmerz nicht unterschieden werden zu können. Kinder, die in diesen Dingen noch weniger Übung haben, schauen stumpfsinnig in die Flammen, die ihre Eltern oder nächsten Verwandten verzehren. Die Weiber hört man, oft jahrelang sogar, ihre Klagelieder singen, was sich besonders des Nachts recht wehmütig anhört. Es soll aber auch Weiber gegeben haben, die schon am nächsten Tage nach der Verbrennung ihres Mannes wieder verheiratet waren. Von der verbrannten Leiche wird der Unterkiefer vor der Zerstörung durch das Feuer bewahrt. Man trennt denselben rechtzeitig vom Schädel. Derselbe wird in der Hütte des Verstorbenen an einem *Biwi*, einem Aufhängehaken aus Holz, aufgehängt. Mehrere Wochen lang wird in einer demselben untergestellten Schale geopfert. Ist diese Zeit verstrichen, so wird der Unterkiefer und die sorglich gesammelte Asche und etwa vorhandenen Knochen, die nicht gänzlich verbrannt sind, alles zusammen in einem Korbe verpackt und von den Männern in das Meer versenkt. Vier Tage nach der Verbrennung werden an eben derselben Stelle, wo der Scheiterhaufen stand, in einem 1 qm Umfang umfassenden Zwischenraum vier Baumstämme von beiläufig 2 m Höhe eingeschlagen und durch einen Zaun miteinander verbunden. Dieses so eingezäunte Viereck wird hauptsächlich mit Yam bepflanzt. Dieses zum Andenken an den Toten errichtete Denkmal heißt *Kate*. Wenn in der Folge Schweine zum Andenken an den Toten verzehrt werden, so wird das *Kate* mit den Unterkiefern dieser Tiere behängt, und man hat dadurch, je nachdem man an einem *Kate* mehr oder weniger Unterkiefer aufgehängt

sieht, gewissermaßen einen Maßstab für den Grad der Achtung und Liebe, den man einem Verstorbenen auch nach seinem Tode entgegenbringt. Über das Geisterhäuschen (*Dopo*) habe ich schon berichtet. In Buka sollen nach einem Berichte aus Kreuz und Caritas (Juni 1908, Seite 130) noch an den fünf auf die Verbrennung folgenden Tagen größere Feierlichkeiten zu Ehren des Verstorbenen stattfinden, welche durch große Festessen am zehnten Tage ihren endgültigen Abschluß finden.

Eßverbote nach Todesfällen, speziell für die Frauen, sind bei den Nasioi ganz allgemein. Es kommt hauptsächlich Taro in Frage. Gelegentlich eines Festes wird die betreffende Frau davon wieder in feierlicher Weise entbunden. Es geschieht dies, indem zumeist der Häuptling ihres Stammes, wie ich gesehen habe, eine Taropflanze mehrere Male kreisförmig um deren Kopf schwingt.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch einige **Klagelieder** mitteilen:

Die Witwe singt:

Inunye bei baie nina amua?

0 mein Mann ist gegangen, wer ein anderer mir wird sein?

*Mae baie minto nkomemua?*¹⁾

0 mein Mann wer Arbeit machen für mich er wird?

Inunge baie maing nkamemua?

0 mein Mann wer Nüsse nehmen für mich er wird?

Die Kinder klagen:

Bakamae baie amua?

Selbst Vater (mein eigener, leiblicher) wer mir wird sein?

*Mae baie baumua?*²⁾

0 mein Vater wer ernähren er mich wird?

Bakamae baie tawi amua?

Mein eigener Vater wer Fische mir geben wird?

Die älteren Geschwister:

Baka mari (nunge) baie amua?

Mein eigener Bruder (Schwester) wer mir wird sein ?

Baka mari (nunge) baroro amua?

Mein eigener Bruder (Schwester) mit Nahrung beschenken mir wird geben?

Die jüngeren Geschwister:

Baka tata (naramamu) baningkanaupiewa?

Mein Leibesbruder mit wem werde ich gehen (mich anschließen)?

Eratsimei aremong dororarwa?

Heute hast du mich verlassen, wann wirst du zurückkehren ?

Totem Mitglieder; Freunde und die entfernten Verwandten singen:

Eratsima da kidari bakanora.

Heute hast du mich verlassen, du bist weggegangen mein eigener Schwager (Schwieger-vater, Sohn).

Der Witwer:

Bakanange baie baumua?

Meine Frau wer ernähren mich wird?

Erambakerari bakanange!

Heute ist dir genug, es ist aus mit dir. O meine Frau!

Kinder betrauern ihre Mutter:

Bakankoe baie baumaa?

O meine Mutter, wer ernähren mich wird?

Bakankoe tsimei darang (daring).

O meine Mutter verlassen mich du hast deine Tochter (Sohn).

¹⁾ *Nko* = Mutter, *Nkoansi* = Muttern = machen.

²⁾ *Bau* = Taro, *Bauansi* = Taron = ernähren, wohl deshalb, weil Taro das Hauptnahrungsmittel darstellt.

Zauberei und Aberglaube, sowie Gift, spielt hierzulande natürlich eine große Rolle. Ein eigener Hexenmeister, *Bunaka* nennen ihn die Koromiraleute, *nankai die Nasioi* im allgemeinen, steht in großem Ansehen. Sein Amt ist erblich. Ist jemand krank, so geht er zum Zauberer. Einen todkranken Jungen (es handelte sich um eine schwere Pneumonie), hatte ich unter meinen Leuten, der, statt ruhig in der Hütte liegen zu bleiben, sich mühsam in größtem Fieber zum Hexenmeister schleppte. Wie kuriert nun der Mediziner? Er versteht durch Pressen des Bauches mit der Hand den bösen Stein (*Potsi*), welcher jede Art von Krankheit verursacht, aus dem Leibe des Kranken zu entfernen. Dem Kranken wird auch tatsächlich nach der Behandlung ein Stein vorgezeigt. Es herrscht scheinbar unter den Eingeborenen die Ansicht, daß der Hexenmeister mit überirdischen Kräften ausgestattet ist, denn nicht durch ihn persönlich auf Grund seiner Geschicklichkeit, sondern durch geheime Kräfte seiner Seele vollführt er das Kunststück. Dem Schwindler bringt, nebenbei bemerkt, sein Beruf viel ein. Ebenso wie man auf diese Weise sein Leben in die Hände des Hexenmeisters gibt, so spielt bei der Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten der Zauberer eine große Rolle. Ich führe hier zwei Wege an, die mir bekannt wurden, welche von den Eingeborenen eingeschlagen werden, um bei einem Mord den Täter festzustellen.

I.

Nachdem sich die Eingeborenen versammelt haben, legt der Zauberer einen Stab in ein hierfür besonders zurechtgemachtes Feuer. Ununterbrochen beobachtet der Zauberer seinen Stab. Plötzlich scheint Leben in denselben zu kommen. Derselbe fängt an, selbständige Bewegungen zu machen; dies ist der erwartete Moment. Rasch ergreift ihn der mächtige Mann und geht mit demselben in der Hand an der im Kreise umhersitzenden Versammlung herum und berührt nun die einzelnen Mitglieder derselben mit dem Stab. Das Zauberinstrument zeigt keine Bewegung. Plötzlich hat er aber den Schuldigen herausgefunden, was er durch lebhaftere Bewegung in der Hand seines Meisters zu erkennen gibt. Der Mörder ist entdeckt. Rettet sich derselbe nun nicht durch schleunige Flucht, so wurde derselbe früher wenigstens, erbarmungslos ergriffen und als Schuldiger getötet. Heute wird ein auf diese Weise bezeichneter Mörder bei den *Nasioi* wohl nicht mehr getötet, doch kann es auf Grund eines derartigen Rechtsspruches noch vorkommen, daß dessen Haus und ganzes Eigentum zerstört und vernichtet wird.

II.

Grüne Bananen werden in einem Topf gekocht. Etwa nach einer halben Stunde fangen die am Boden des Topfes, dem Feuer näherliegenden Bananen an, weich zu werden, erst um vieles später die daraufliegenden. Es hängt dies zum großen Teile von der Qualität und dem Reifestadium der Bananen, dem Wasserzusatz und von der Stärke des Feuers ab. Rings um den Topf haben die Eingeborenen sich vollzählig zu versammeln. Der

Zauberer bestimmt von Zeit zu Zeit einen Mann der Versammlung, aus dem Topfe eine Banane herauszuholen. Er muß tief mit der Hand in den heißen und kochenden Topf fahren, denn obenauf liegen die noch nicht gar gekochten Früchte. Erwischt nun der betreffende Mann eine solche, so ist er der Mörder. Entzieht er sich dem Resultate dieses Kochorakels nicht durch schleunige Flucht, so sind die Folgen die gleichen, wie beim ersten Falle beschrieben.

Der Diebstahl von Zuckerrohr wird böse bestraft. Der Dieb wird ergriffen und ihm die Zähne ausgebrannt, schließlich wird er in einen Sumpf geworfen, von wo er sehen mag, wie er wieder herauskommt.

Gift spielt eine große Rolle. Natürlichen Todes stirbt fast niemand. Es soll bestimmte Männer geben, die Gift herzustellen verstehen. Das Verfahren wird vollkommen geheim gehalten. Jedenfalls sind plötzliche Todesfälle auch bei ganz jungen Leuten nichts Seltenes, wovon ich mich selbst einige Male überzeugen konnte. Es scheint mir daher sehr wahrscheinlich, daß in diesen Fällen die Leute tatsächlich vergiftet wurden. Wenn auch alle Fragen, um Giftproben zu bekommen, oder wenigstens nähere Angaben über die Herstellung desselben bejaht werden, so sind die diesbezüglichen Auskünfte doch sehr ungenau.

Die Eingeborenen leiden an den verschiedensten Krankheiten. Fieber und Kopfweg sind sehr häufig und zumeist auf Malaria zurückzuführen. Die Leute legen sich an das Feuer, wobei sie sich denken, daß die Wärme die Krankheit aus ihrem Körper zieht. Krankheiten der Respirationsorgane sind sehr verbreitet. Herzleiden schon bei ganz jungen Kindern sind gar nicht selten. Das intensive Betelkauen, von meist erst in einem Alter von ungefähr 15 Jahren stehenden Knaben und das fortgesetzte Pfeifenrauchen schon ganz kleiner Kinder, die kaum auf ihren Füßen stehen können, muß wohl in erster Linie dafür verantwortlich gemacht werden. Dazu ist zu bemerken, daß der Tabak, den die Eingeborenen pflanzen, noch am unschädlichsten wäre. Doch können sie nicht genug von dem schweren amerikanischen Stangentabak, welchen man in Tausch gibt, bekommen. Schließlich begnügen sie sich auch mit Holzkohle, wovon sie stets ein glimmendes Stück mit sich führen, mit welchen sie jeden Augenblick, um den Brand in ihrer Pfeife zu erhalten, ein Stück in dieselbe hineinpresse. Beinwunden, anfangs klein und unbeachtet, nehmen stets durch Schmutz, Fliegen und alle möglichen sonstigen Verunreinigungen immer größere Dimensionen ein. Ich habe Fälle gesehen, wo sämtliche Zehen weggefressen oder die ganze Wadenmuskulatur bis auf den Knochen zerstört waren. Syphilis ist mehr im Norden und da auch nur an der Küste zu beobachten. Ich erinnere mich an einen kurzen Besuch auf der Insel Luf in den Hermiten. Die letzten Menschen der einstigen dortigen Bevölkerung, etwa noch 30 Individuen, haben fast alle kein Nasenseptum mehr und machen einen ungemein traurigen Eindruck. Der Ringwurm, eine Art Psoriasis, bedeckt oft den ganzen Körper. Schlecht verheilte Knochenbrüche sind häufig zu sehen. Blinde, Taube oder Stumme gehören zu den Seltenheiten. Weitere Krankheiten sind mir nicht bekannt geworden.

Neben der bereits vorher besprochenen Krankheitsbehandlung durch den Hexenmeister werden auch Medizinen angewendet, die ihrer Hauptsache nach aus Pflanzen bereitet werden. Auf die Abtreibemittel komme ich noch in einem anderen Zusammenhange zu sprechen. Dieselben scheinen durch Abkochen einiger von Puccinia befallenen Graminaeen gewonnen zu werden. Bankini, eine Pflanze, die man im Busche findet, wird in getrocknetem Zustande zerstoßen und nachher mit Kokosnußmilch

verrührt und gekocht. Der Kranke ritzt mit einem Bambussplitter seine Haut und vermischt das Ganze mit dem heraustäufelnden Blute und trinkt sodann diese Medizin. Bankini wird in erster Linie zur Heilung des Elephantiasis herangezogen. Elephantiasis habe ich nur bei den Telei in einigen leichteren Formen gesehen. Karanabin ist ebenfalls eine auf ähnliche Art hergestellte Medizin. Manna ist eine Art Salbe und wird durch Abschaben der menschlichen Haut oder eines Steines gewonnen. In Bambusröhren gefüllt, wird es nachher gekocht. Nachdem das Zeug erkaltet ist, wird es in einen Korb geschüttet und je nach Bedarf auf die Haut geschmiert. Es hat eine grüne Farbe und ist von gelatinöser Konsistenz. Manna heilt Wunden und schützt vor dem Tod. Ähnlich wirken Kotsiduene duri und Bonoba. Wird man in böser Absicht von den vier letztgenannten Medizinen berührt, so stirbt man. Kampu wird der aus einer Baumrinde, durch Zerreiben derselben erzeugte Mull genannt. Dieser Baum kommt selten und scheinbar nur in erhöhter Lage vor. Der Mull wird auf die Stirn gestrichen und soll besonders gegen Kopfleiden nützlich sein.

Der Aberglaube ist besonders stark ausgeprägt. Nur einige Beispiele davon. Nuaku isi ein Kraut. Wenn man mit demselben ein Fischnetz berührt, fängt man mit demselben keine Fische mehr, Hunde, die zum Schweinefang gehalten werden, keine Schweine.

Beschmieren des Körpers mit bestimmten Pflanzenstoffen durch den Hexenmeister verleiht der Haut im Falle der Gefahr Unverletzlichkeit gegen das Eindringen der Pfeilspitzen. In besonders günstigen Fällen verfehlt der feindliche Pfeil sogar sein Ziel.

Bei Anwerbung seiner Kinder reibt der um das Leben derselben besorgte Vater deren Körper mit Blättern ab. Am Schlusse dieser Prozedur zeigt er einen kleinen schwarzen Käfervor, der einen Geist vorstellen soll. Sodann kann man beruhigt darüber sein, daß dem Kinde kein Unglück zustoßen wird.

Die Telei sollen es peinlichst vermeiden, einen Platz zu betreten, welcher mit dem Blute eines Ermordeten getränkt ist, aus Angst, es könnten ihnen sonst die Zähne ausfallen.

Der Schwangerschaft wird ein besonders großes Interesse entgegengebracht. Um eine glückliche Geburt vorzusehen, wird das sogenannte *Toke* gemacht. Die Ausführung des *Toke* liegt in den Händen besonderer Sachverständiger. Man gebt dabei von dem Gedanken aus, ein schwangeres Weib könnte sterben. Man nimmt vier Holzstäbe und bindet dieselben kreuzförmig übereinander zusammen. Auf dieses Holzkreuz werden einige, Betelnüsse befestigt und nun wird dasselbe über ein Feuer gehalten. In dem Feuer müssen Haare von einem Schwein und einem Hund und etwas *Biko* (weiße Farbe) verbrannt werden. Das so verzauberte Kreuz wird nun unter fortwährender Hin- und Herbewegung fortgetragen. Bei der ersten Biwipflanze werden einige Blätter abgepflückt und auf das Holzgestell gelegt. Man begibt sich nun zur Hütte der schwangeren Frau. In der Hütte werden die Biwiblätter aufgehängt, was eine glückliche Geburt gewährleisten soll.

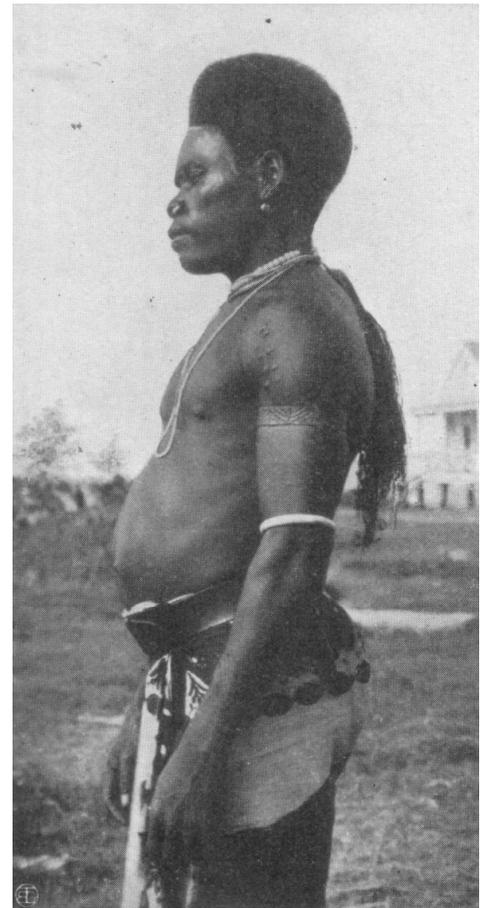
Der Ehemann kann diese Tokezeremonie auch umgehen und die Sache zu demselben Zweck in einfacher Weise allein durchführen. Nur muß er zu dem Hexenmeister gehen und sich einen bestimmten Ort angeben lassen, wo er das Biwi zu pflücken hat. Bei beiden Arten handelt es sich um eine Art Autosuggestion. Man glaubt, daß dem Biwi die Kraft innewohnt, die Seele des zu erwartenden Kindes einzufangen, und es dadurch gewissermaßen glücklich in das Leben herüberzuleiten.

Der Ehemann kann endlich auch durch das Toke einen Ehebruch entweder verhindern oder entdecken. Er versteckt Biwibblätter unter seinem Haus. Tritt ein mit ehebrecherischen Absichten sich tragender Mann darauf, so bekommt er die Elephantiasis.

Man erzählte mir ferner, ein schwangeres Weib sei ausgeglitten und habe sich den Fuß gebrochen. Ein ihr feindlich gesinnter Mann hätte dies verursacht, dadurch, daß er seinen Hund totschlug und ein Bein desselben genau an der Stelle vergraben hat, an der dem betreffenden Weib der besagte Unfall zugestoßen ist.

Fig. 6. Nasioimann mit auf dem Rücken hängenden liebeszauber.

Dem Bereiche des Aberglaubens ist auch der Liebeszauber *mapunu* zuzuzählen. Wohlriechende Grasbüschel (Kono) hängen über Brust oder Rücken der Männer herab (Fig. 6). Man steckt dieselben auch in die Armبänder. Es ist dies eigentlich eine sehr zarte Art der Liebeswerbung. Der Geruch der Gräser soll das Weib anziehen. Diese Grasbüschel erfüllen aber auch noch andere Zwecke. Je nachdem werden dieselben Baupo, Kamaroba, Tsitidi, Kopukopu oder Jaru genannt. Rotgefärbte Grasbüschel werden im Kriege am Rücken gebunden, um von Speeren oder Pfeilen nicht getötet, zum mindesten beim Ausweichen dieser Geschosse, nicht verletzt zu werden. Hierin sollen die Eingeborenen eine unglaubliche Gewandtheit besitzen. Europäer behaupten sogar, daß die Eingeborenen durch ihre Behendigkeit und Sehschärfe einer Flintenkugel durch rasche Drehung ihres Körpers auszuweichen imstande sein sollen.



Was ich über **Totem** Mu der Nasioi, Imon der Telei und totemistische Gebräuche erfahren konnte, ist recht wenig. Das Kind erbt das Stammesabzeichen der Mutter. Die verheiratete Frau behält ihr Totem bei. Zwei Leute mit dem gleichen Totem, wenn auch von ganz verschiedenen Stämmen, bezeichnen sich als Brüder resp. Schwestern. Wenn aus einer Familie die älteste Schwester heiratet, so ist der Mann der Bruder zu allen Schwestern seiner Frau. Der Schwager wird er dann, wenn er sich mit einer jüngeren Schwester verheiratet. Heiraten unter gleichem Totem sind ausgeschlossen. Hingegen steht der Heirat zwischen Vettern und Basen nichts im Wege. Befrage ich jemanden nach dem Namen eines anderen, der zufällig das gleiche Totem hat, so wird sich der Befragte stets an eine dritte Person wenden, denn wenn er mir den Namen seines Totemangehörigen gesagt hätte, könnte ihm leicht ein Unfall zustoßen. Gleiche Totem betreten gegenseitig nicht ihr Haus. Mit dem Blute eines Totemangehörigen in Berührung zu kommen, gibt Geschwüre, aus derselben Pfeife zu rauchen, kann eine Beule auf der Stirn hervorrufen. Auf ihren Wanderungen im Gebirge, die oft tagelang dauern können, frug ich die Eingeborenen, wo sie denn da übernachteten und von wem sie zu essen bekämen. Für alles sorgen die gleichnamigen Totem. Wie erkennt ihr euch denn? frug ich weiter. Wir sagen es uns, war die ausweichende Antwort. Allerdings gehen nur sehr wenig Leute weite Strecken, wo sie unbekannt sind, und jedenfalls überhaupt nicht durch

Gebiete, die ihnen völlig neu sind. Schlangen, Vögel, Fledermäuse, Fische, Schweine, Opossum, Heuschrecken, fast alle Tiere können Totentiere sein. Zu den angesehensten Totemformen zählen bei den Nasioi drei Schlangenarten, die Bogiago, eine sehr große, die Kurura, eine kleine, und die Eru, eine dicke Schlangenart. Das jeweilige Totemtier darf weder getötet noch gegessen werden. Auch Pflanzen werden zum Stammesabzeichen gewählt. Für diese gilt sodann das Eßverbot. Wenn jemand als Abzeichen z. B. eine Taro oder Banane führt, so darf man aber dabei nicht vergessen, daß das Eßverbot sich keineswegs auf die ganze Gattung Taro oder Banane erstreckt, sondern nur auf die jeweilige Spezies, deren es eine Menge gibt. Das Gleiche gilt für alle Tiere und Pflanzen.

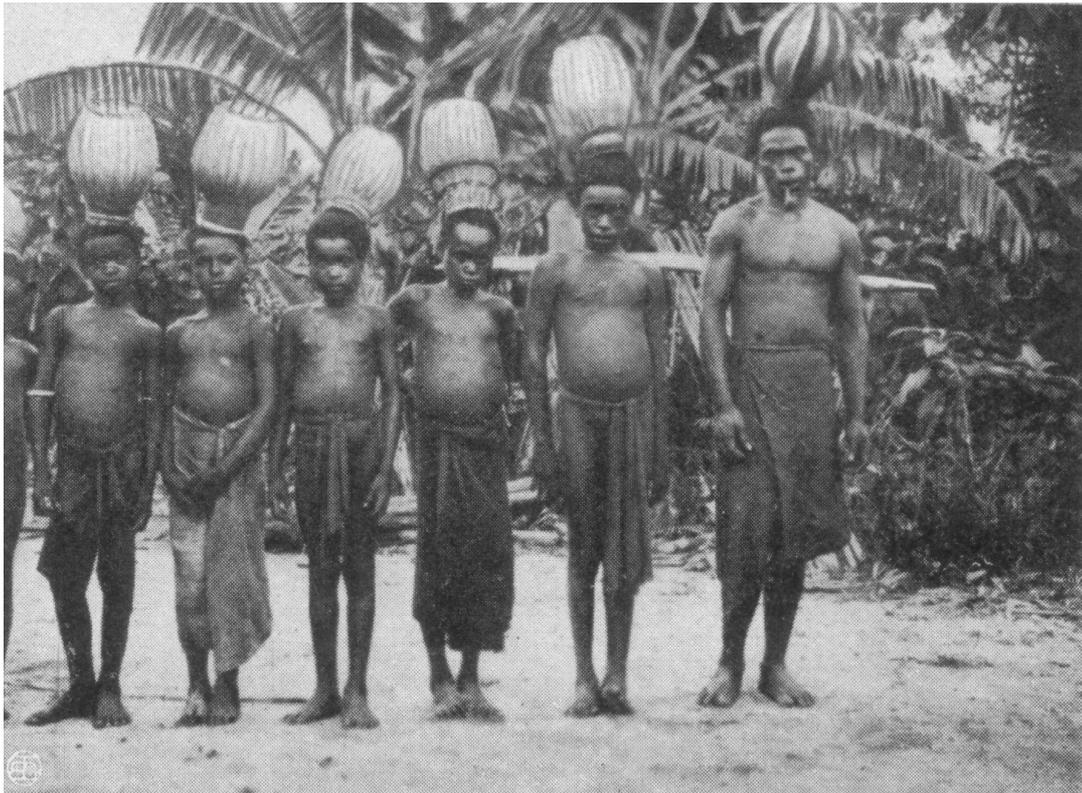


Fig. 7. Junge Upi mit ihrer charakteristischen Kopfbedeckung.

Geheimbünde scheinen mir bei den Upi- und Bukaleuten ziemlich klar hervorzutreten. Die Upi nehmen in denselben nur ganz junge Burschen von etwa 10-12 Jahren auf. Als äußeres sichtbares Zeichen tragen sie eine ballonartige Kopfbedeckung, die sie mühevoll auf dem Kopfe im Gleichgewichte erhalten (Fig. 7). Dieselbe ist sehr solide konstruiert und wird hauptsächlich durch die da hineinwachsenden Haare am Kopfe festgehalten. Die Haare sollen darin oft eine Länge von mehr als 1 m erreichen. Ich sah einen Jungen, der mir eine solche Kopfbedeckung verhandelte, dem die dichten schwarzen Haare bis zu den Hüften fielen. Frauen dürfen die Männer niemals mit langen Haaren sehen, sonst müssen sie getötet werden. Dieser Hut bleibt oft jahrelang die Kopfzier junger Leute. Derselbe wird oft erneuert, da er durch Witterungsunbilden leidet. Er besteht aus einem sehr solide gebauten Gerüst. Um dieses kommen viele Schichten Blätter gewickelt. Die vorletzte Schicht ist meist rotgefärbt und zeigt verschiedene Muster. Ein unverziertes Blatt umgibt wohl mehr zum Schutze das Verzierte. Drei Jahre, scheint es, werden die Hüte gewöhnlich getragen. Manche ältere Jünglinge behaupten, dieselben solange beizubehalten, bis sie verheiratet sind. Jedenfalls bei Erwachsenen findet sich diese ausschließlich auf Männer begrenzte Sitte nicht mehr. Diese

Kopfbedeckung wird *Uaschabu* genannt. R. Parkinson (30 Jahre in der Südsee, S. 657) nennt sie *hassebou*. Ähnliche, aber zuckerformartige Hüte sind bei den Telei und Oiai (Fig. 8) sehr beliebt.



Fig. 8. Oiai.

Von größter Wichtigkeit scheint mir das bei den Buka auf den verschiedensten Gebrauchsgegenständen, hauptsächlich aber auf ihren Rudern, Kokosnußschabern und Keulen immer ähnlich wiederkehrende, im Flachrelief rot, schwarz und weiß bemalte Ornament zu sein. Dasselbe beschränkt sich meist nur auf die Darstellung einer monströsen Kopfform. Öfter ist derselben noch eine Art Wirbelsäule angehängt oder dieselbe ist in Verbindung mit einem ganzen Menschenkörper gebracht. Diese Figur wurde mir als *uesch*, auch *uasch* oder *uosch* bezeichnet. Ich komme darauf noch zurück. Hier sollte nur angedeutet sein, daß dieser Figur wohl auch ein tieferer Sinn beizumessen sein dürfte.

Die **Heiratszeremonien** (*tatana*) bei den Nasioi bewegen sich scheinbar in sehr schlichten Formen. Versprochen werden oft schon Kinder, was aber keineswegs als bindend zu betrachten ist. Das erhellt schon aus der Tatsache der großen Selbständigkeit der Kinder. Kleine Kinder, sobald sie auf ihren Füßen stehen und ihren Willen mündlich kundtun können, besitzen dieselbe bereits in vollstem Maße. Sie können sich ganz nach ihrem Belieben verkaufen. Aluleute, welche als die vornehmsten im Lande gelten, kaufen gern Kinder, speziell Mädchen, da sie selbst sich nur ungenügend fortpflanzen. Ein Junge, den ich oft sah, war auch eines Tages verschwunden. Aluleute hatten ihn gekauft. Seinem Vater wurden dafür Geschenke gemacht, da das betreffende Dorf aber selbst nicht viel Kinder besaß, wurde beschlossen, den Knaben wieder zurückzuholen. Die dem Vater geleisteten Geschenke wurden wieder zurückerstattet und der Knabe anstandslos ausgeliefert. Mir gegenüber gebärdete sich der Knabe nach seiner Rückkunft sehr entrüstet über diese Hinwegsetzung seines von ihm frei gefaßten Entschlusses. Ebenso

selbständig wirbt die Frau um einen Mann mit den Worten: *Da piamoi minto nko ampa* oder *dapiamoi bau minto ampa*, was übersetzt ungefähr heißt, ich will für dich Arbeit machen, oder ich will für dich in den Tarofeldern arbeiten. Natürlich kann diese Initiative auch vom Mann ergriffen werden. Eine einer Verlobung analoge Feierlichkeit kommt nur bei noch nicht verheiratet gewesenen Frauen in Frage. Die Bande der Ehe sind nicht immer sehr streng. Außerehelicher Verkehr ist sehr häufig. Auch kann man eine Frau einem anderen abkaufen, der sie nicht mehr will. Schwerer ist es schon, sich von einer Frau, die man geheiratet hat, wieder zu trennen, wenn die Betreffende das nicht zugibt. Zwei Frauen sind fast das Gewöhnliche, schon weil eine allein sich langweilt. Der Nachteil dieser Vielweiberei liegt darin, daß es bei der beschränkten Anzahl von Frauen eine Unzahl von Junggesellen gibt. Wenn bereits zwei Frauen vorhanden sind, dulden dieselben zumeist eine dritte nicht. Der betreffende Mann ist sodann gezwungen, für seine dritte Frau ein eigenes Haus einzurichten, er muß aber trotzdem für den Unterhalt seiner zwei ersten Frauen auch Sorge tragen, schon deshalb, um Streitigkeiten mit deren Familie zu vermeiden, und um der Gefahr, vergiftet oder erschlagen zu werden, aus dem Wege zu gehen. Die Frauen arbeiten in den Feldern des Mannes. Bei ähnlichen Streitigkeiten kann es vorkommen, daß keine der drei Frauen auf den Feldern arbeiten will, der Mann bekommt dann nichts zu essen, denn es scheint unwürdig zu sein, wenn ein verheirateter Mann selbst seine Taro kochen würde. Spezielle Werbungszeremonien sind wohl veraltet, jedenfalls nicht mehr allgemein üblich. Soviel ich erfahren konnte, soll es auch vorkommen, daß der Bräutigam eine Zeitlang bei seinen Schwiegereltern arbeiten muß, um ein näheres Bekanntwerden vorher zu ermöglichen. Nachher begibt er sich nach Hause und bereitet ein großes Festessen vor, zu dem er seine Schwiegereltern einladet. Dabei muß zuerst der Schwiegermutter das Essen vorgesetzt werden. Davon, ob dieselbe das Essen annimmt oder nicht, hängt ihre Einwilligung zur Hochzeit ab. Ein Kaufpreis muß in jedem Falle noch außerdem bezahlt werden. Bei den Nasioi ungefähr im Werte von 10 Mark, bei den Buka bis zu 20 Mark. Als Kaufschilling für eine Braut kommen in Betracht: Armringe, Perlen, Äxte, Messer oder Lendentücher, eventuell auch ein Schwein und in neuerer Zeit bei den Küstenbevölkerungen auch Geld.

Die **Geburt** wird bei den Nasioi im Hause erwartet. Der Mann schläft zu dieser Zeit in den Junggesellenhäusern. Bei den Telei zieht sich die Frau in ein Häuschen in den Busch zurück, wobei sie von einigen Weibern begleitet wird. Die Nabelschnur wird mit einem Bambussplitter abgeschnitten. Die Kinder bekommen sehr lange die Brust, oft bis zum vierten Jahre. Stirbt die Mutter, so nimmt sich stets eine andere Frau ihrer als Amme an. Taro sollen bald den Kleinen als Zugabe gegeben werden.

Der **Kindesmord**, ein sehr wichtiges Kapitel, darf hier nicht unbesprochen bleiben. Derselbe ist zum großen Teile für die rapide Depopularisierung verantwortlich zu machen. Zu Abtreibemitteln aller Art wird häufig gegriffen. Das Hauptmittel heißt Bischira und wird aus einer Pflanze Iritimo gewonnen. Ich habe schon vorher einmal die Vermutung ausgesprochen, daß es sich dabei um Extrakte handeln dürfte, die aus mit Rostkrankheiten befallenen Grasarten gewonnen werden. Alles Nähere hierüber wird ganz geheim gehalten. Bischira soll mit Betel zusammengenommen werden. Jede Frau kennt diese Mittel und macht, bestimmt davon Gebrauch, sobald sie bereits ein oder zwei Kinder hat. Allgemein üblich ist auch der direkte Kindesmord. Getötet werden selbst Erstgeborene, wenn die betreffende Frau zu faul ist, ihre Kinder groß zu ziehen. Mädchen ereilt dieses Schicksal eher als Knaben. Ein Junge, namens Kimbule in Buin, erzählte mir den bei den Telei üblichen Gang des Kindesmordes. Nach jedesmaliger Geburt eines

Kindes tritt eine Art Weiberrat zusammen, in deren Händen die Entscheidung über Tod und Leben des neuen Weltbürgers liegt.. Scheinbare Mißbildungen bei der Geburt, die sich bekanntlich oft schon einige Tage nach der Geburt korrigieren können, sind unbarmherzig dem Tode verfallen. Diese Fälle sind ja an sich nur selten zu beobachten. Um so mehr sind dem Morde alle Kinder ganz der Laune des Weiberrates ausgesetzt. Der Tod des Kindes wird nun durch Ersticken und den verschiedensten Brutalitäten in Szene gesetzt. Nase und Mund werden dem Kinde zugehalten. Das wehrlose Geschöpf wird auf den Boden gelegt, und mit Händen und Füßen wird es durch Schläge und Tritte gegen Bauch, Brust und Gesicht allmählich getötet. Diese Tortur wird so lange fortgesetzt, als das Kind Klagelaute ausstößt. Nun wird die derart schrecklich verstümmelte Leiche vor das Haus geworfen, wo es an seinen gräßlichen Wunden zugrunde geht. Diesen Roheiten steht man scheinbar noch ganz machtlos gegenüber. Trotzdem sind auch hierzulande die rührendsten Beispiele von Mutterliebe bekannt. So z. B., daß eine Mutter, die vom Tode ihres Sohnes hört, Selbstmord begeht, was meistens durch Erhängen geschieht.

Ich habe bereits in einem anderen Zusammenhange darauf hingewiesen, daß soziale Titel und Würden der **Erbfolge** unterworfen sind. So, daß die Kinder stets das Totem der Mutter annehmen. Es wurde ebenso hervorgehoben, daß die priesterliche Würde, daß die Würde eines Hexenmeisters und Zauberers sich immer strenge in der Familie fortvererbt, dasselbe gilt auch für die Häuptlingswürde. Auch hier sind die Verhältnisse einigermaßen schwer zu durchschauen. Es scheint der älteste Bruder immer der erste Erbberechtigte in der Häuptlingsnachfolge zu sein. Sind weder Kinder noch Brüder des Häuptlings vorhanden, so haben, wenn Kinder von den Geschwistern des Häuptlings am Leben sind, immer die Kinder der Schwester den Vorzug. Es kommen auch Neuwahlen vor, bei denen diejenigen, die sich auf irgendeine Weise zu bereichern verstanden haben, meist den Vorzug genießen. Es können einzelne Dorfbewohner, die mit ihrem Häuptling unzufrieden sind, einfach auswandern und sich ein neues Dorf gründen, wobei immer wieder ein neuer Häuptling gewählt wird.

Besonders hochgeachtet werden diejenigen Häuptlingsfamilien, deren Kinder sich nur innerhalb gleichgestellter Häuptlingsfamilien verheiraten.

Über das **Erbrecht** wurden mir nie genaue Angaben gemacht. Es dürften da aber sehr komplizierte Verhältnisse vorliegen, nichts destoweniger, ja vielleicht gerade deshalb muß man wohl annehmen, daß die Erbrechtsverhältnisse ganz besonders wohl ausgebildet sind. Nach dem Tode der Eltern erbt das älteste unter den Geschwistern sämtliches Eigentum, gleichgültig ob Tochter oder Sohn. Der betreffende Erbe ist aber verpflichtet, für den Lebensunterhalt der anderen Familienangehörigen Sorge zu tragen. Auch Stiefkinder sind von der Erbfolge nicht ausgeschlossen.

Es gibt **Privat- und Gemeindebesitz**. Der Privatbesitz ist erblich die Erträge gehören dem jeweiligen Besitzer. Im Gemeindebesitz kann scheinbar jedermann anbauen und anpflanzen, wo es ihm beliebt, und gehören die daraus erwachsenden Erträge dem Betreffenden. Nach seinem Tode scheinen diese Besitztümer dem Häuptling zuzufallen. Man unterscheidet ferner strenge zwischen Eigentum der Frau und dem des Mannes. Die Haus- und Wirtschaftsgeräte scheinen durchweg durch Heirat in den Besitz des Weibes überzugehen, Waffen, Boote, Fischfanggeräte sind ausschließlich Besitz der Männer.

Die **Kopfjägerei** wird hierzulande noch allgemein, besonders aber bei den Telei, geübt. Bei allen möglichen Festlichkeiten ist es üblich, den Kopf eines erschlagenen Feindes zu dieser Gelegenheit zu erwerben, diese Trophäe findet dann in dem

Versammlungshause an einem geeigneten Platze Aufstellung. Um sich in den Besitz eines solchen Schädels zu bringen, wird, und zwar unter dein Schutze der Dunkelheit der Nacht, das nächste Dorf, mit dem man gerade in Feindschaft lebt, überfallen. Schnell werden einige Feinde erschlagen, und es genügt, wenn man einen der Erschlagenen mit sich als Beute nimmt. Der Erschlagene bildet den Festbraten, sein Schädel wird dann zu den anderen hinzustellen. Ich muß hinzufügen, daß der gemeine Mord hierzulande unbekannt ist. Es sind dies alles uralte Sitten und Gebräuche, denen man Rechnung tragen muß und welche stets der Kontrolle des Häuptlings unterliegen. Nur mit seiner Zustimmung ist es erlaubt, Feinde zu überfallen und zu töten. Der Häuptling ist in allen Fällen die oberste Instanz.



Fig. 9. Nasioi-Haus.



Fig. 10. Kongara-Haus.



Fig. 11. Oiai-Dorf.



Fig. 12. Numa Numa-Dorf.



Fig. 13. Buka-Dorf.



Fig. 14. Buka-Dorf.

Verheiratete Leute schlafen zusammen in den auf Pfählen errichteten **Häusern** (*Pawa*) (Fig. 9, 10 und 11). Die Numa-Numa und Buka bauen ihre Hütten vielfach direkt auf die Erde (Fig. 12, 13 und 14). Für die unverheirateten Männer habe ich überall sogenannte Männerhäuser (*Karobo*) angetroffen, die sehr oft auch als Versammlungshäuser benützt werden. Die Männerhäuser sind nicht auf Pfählen, sondern direkt auf die Erde gebaut. Bei den Telei und Buka sind sie oft von ganz gewaltiger Ausdehnung, oft bis zu 30 m lang. Hier, wo Schweine und Hunde jederzeit freien Zutritt haben, und es oft von Ratten und Ungeziefer aller Art wimmelt, schlafen die Eingeborenen entweder, wie in Buka, direkt auf der nackten Erde oder, wie bei den Nasioi, auf Holzknüppeln (*Tankuran*), denen, wenn man sie besitzt, noch Schlafmatten untergebreitet werden. Als Kopfkissen, dem Bedürfnis, dem Kopfe eine etwas erhöhte Ruhelage zu verschaffen, wird unter den Nacken ein Holzklötz (*Boraepatu*) geschoben. Große Holzbrände erfüllen die Hütten zur Nachtzeit mit einem Rauch, der die Augen sehr reizt, doch die Mücken fernhält. Außerdem werden durch diese Feuerstellen (*Tsibun*) im Hause die Kühle der Nacht und die des anbrechenden Morgens abgeschwächt; meist ist zwischen je zwei Schlafenden ein solches Feuer, dem sie sich mit Vorliebe recht nahe legen¹ (Fig. 15). Ist der Eingeborene krank, so liegt er auf eben diesem Lager und entzündet ein womöglich noch kräftigeres Feuer, das ihm seiner Ansicht nach die Krankheit aus dem Leibe ziehen soll.

Die Mädchen schlafen bei ihrer Mutter oder verheirateten Schwester.

¹ Das Feuer wird durch Reiben (*impautsi*) mit einem kleinen harten Stück Holz (*inu*) auf einem weichen Holz (*baraki*) erzeugt. Die Fig. 15 erläutert diesen Vorgang zur Genüge.

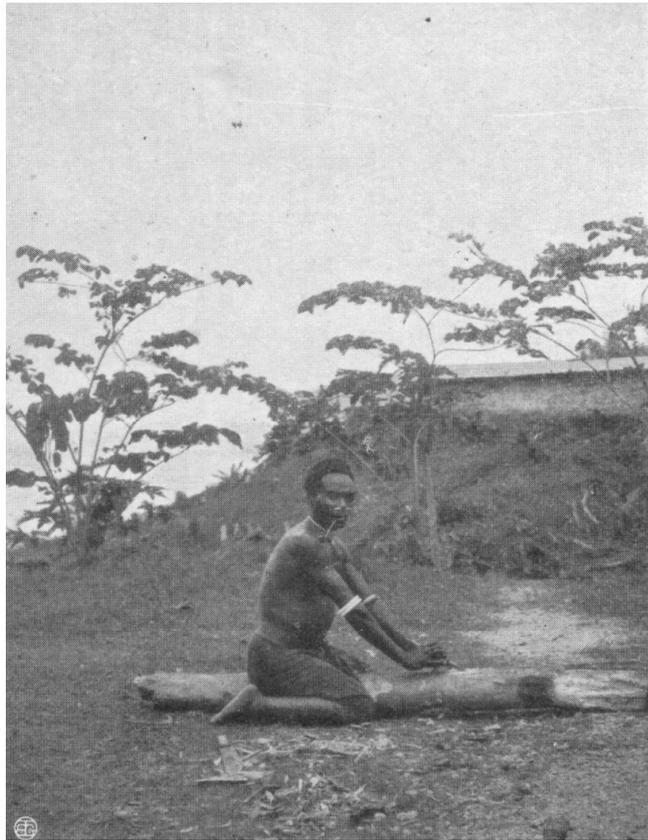


Fig. 15. Feuerreiben.

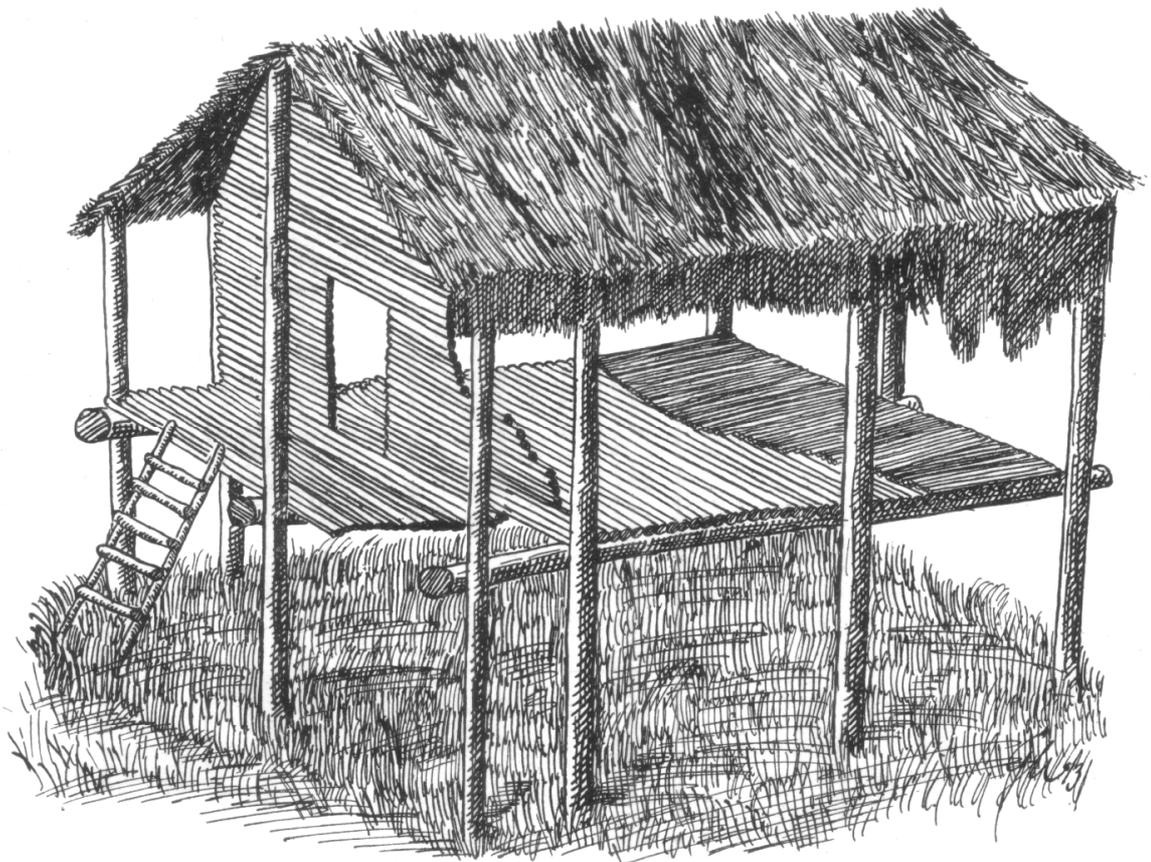


Fig. 16. Aufriß eines Nasioi-Hauses.

Zur **Konstruktion** der bei den Nasoi auf hohen Pfählen (*Tatakani*) stehenden Häuser übergehend (Fig. 16), muß ich zuerst hervorheben, daß dieselben nur noch bei den Telei in reiner Form anzutreffen sind. Die Photographien illustrieren die bei allen übrigen Volksstämmen in Bougainville üblichen anderen Häusertypen. Je mehr wir nach Norden kommen, desto mehr wird die Giebeldachform durch die Runddachform verdrängt. Die Pfahlhäuser ruhen auf je drei seitlichen und drei Mittelbalken. Der Grundriß des Hauses ist ein Rechteck, etwa 8 m lang und 5 m breit. Die Höhe der Pfähle schwankt; im Durchschnitt werden sie etwa 3 m über dem Boden abstehen. Vom Fußboden (*Dateg*) bis zum Dach (*Pupui*) sind, gemäß der Neigung des Daches, seitlich 2 m und in der Mitte etwa 3-4 m Abstand. Den Fußboden bilden größere Holzbalken (*Tsiro*), etwa drei bis vier. Zwischen diesen wird gespaltene Bambusrinde (*Taten*) gelegt. Quer darüber liegen ebensolche Bambusrinden, die aber jetzt *Taran* genannt werden. Die einzelnen Pfosten und Balken werden nur durch Binden mit Bast und Rindenschnüren untereinander zusammengehalten.

Eine Stiege (*Patang*), die oft eine Leiter mit Sprossen, oft nur ein mit ausgehackten Stufen versehener Baumstamm sein kann, ist stets an das Haus angelehnt, um in dasselbe emporsteigen zu können. Bevor man das Haus betritt, findet sich zumeist eine kleine Veranda. Durch ein Loch, dem auch eine Art Tür vorgehängt ist, betritt man den Innenraum des Hauses. Derselbe besteht bei den Nasioi nur aus einem einzigen Raum, in dessen Mitte gegen die Hinterfront des Hauses man stets die Feuerstelle (*Tsibun*) antrifft. Rechts und links davon sind die Schlafmatten aufgelegt. Bei den Telei trifft man zunächst einen kleinen Vorraum an, wo das Feuer gemacht wird, dein ein zweiter, etwas größerer, der eigentliche Schlafrum folgt.

Zur Wand- und Dachverkleidung (*Daunowa*) werden Blätter der Sagopalme (*Kato*) verwendet. Dieselben werden in größerer Anzahl an einem Bambusstock aufgereiht und so nacheinander aufgehängt. Sie schützen den Raum vor zu starker Sonnenbestrahlung und sind vollkommen regendicht (Fig. 17).



Fig. 17. Familienszene unter einem Nasioi-Hause.

Im Walde trifft man oft auf Schutzdächer (*Bare*), die als Unterstandstelle bei plötzlich eintretendem Regen dienen.

Längs der Küste haben sich die im Vorgebirge lebenden Stämme Bootshäuser (*Botunawa*) gebaut. Dieselben werden auch, wenn die Leute gelegentlich des Fischfanges länger an der Küste festgehalten werden, zum Übernachten benutzt.

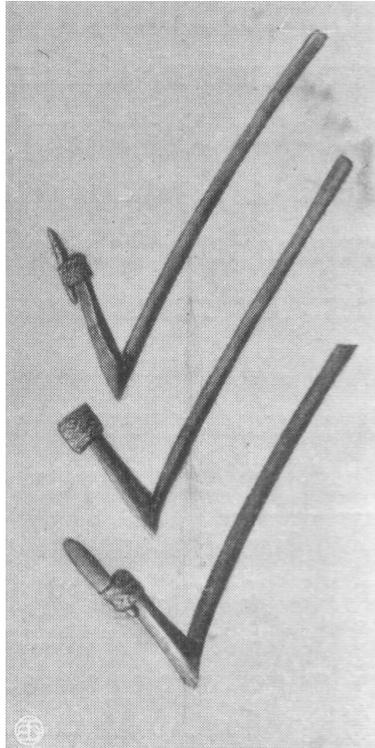
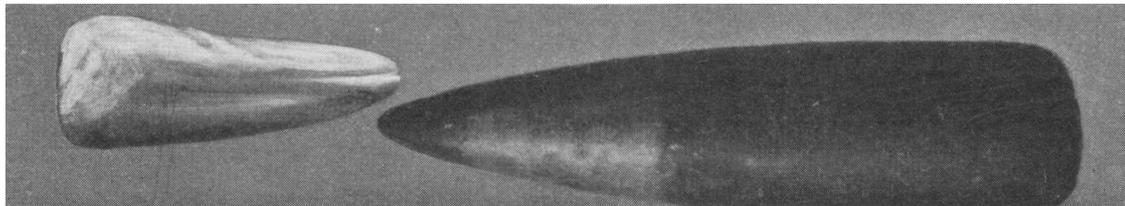


Fig. 18 Äxte.



Muschelaxtklinge.

Steinaxtklinge.

Fig. 19.

Neuanlagen von Dörfern können darauf zurückgeführt werden, daß ein bereits bestehendes Dorf zu viel Bewohner beherbergt. Dementsprechend unterscheiden wir in größeren Dörfern zwischen Oberhäuptling und einem oder mehreren Unterhäuptlingen. Aber auch wenn ein einzelner Bewohner, worauf ich bereits früher hingewiesen habe, sich in seinem Dorfe in irgendeiner Weise zurückgesetzt oder aus irgendwelchen Gründen gekränkt fühlt, verläßt er seine Heimat. Er nimmt Hab und Gut, vor allem seine Frau und Kinder mit, veranlaßt vielleicht noch zwei oder mehrere ihm befreundete Familien, mit ihm zusammen auszuwandern. Hat er einen geeigneten Platz gefunden, ergreift er, wenn derselbe herrenlos ist, einfach davon Besitz. Er rodet den Wald ringsumher und ein paar Hütten sind sodann schnell gebaut.¹ Auch werden oft ganze Dörfer verlassen, was speziell in Buka zutrifft und anderswohin verlegt oder von einem größeren Dorf aufgesaugt. Ähnliches findet man bei den Küstenbewohnern von

Bougainville gar nicht selten, insbesondere bei den Nasioi habe ich längs der Küste mehrere, einst besiedelte, jetzt aber verlassene Plätze vorgefunden. Es mag sein, daß die Leute wieder weggezogen sind, oder was bei den Nasioi wohl eher zutrifft, sie sich in die Vorberge zurückgezogen haben. Vor allem sind sie in erhöhter Lage weniger der Malaria ausgesetzt.²

¹ Das Roden mit den uralten Steinäxten (*katsi*) (Fig. 18 und 19) muß eine mühsame und langwierige Arbeit gewesen sein. Heute werden wohl meist europäische Eisenbeile benutzt.

² Vgl. Frizzi, E., Reiseeindrücke aus Buka und Bougainville, Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in München, VIII. Bd., 4. Heft, S. 483-490, 1913.

Die **wirtschaftliche Tätigkeit** ist zwischen den Geschlechtern genau verteilt. Die unverheiratete Frau beteiligt sich an den Frauenarbeiten innerhalb ihrer Familie. Ist sie verheiratet, so kommt noch dazu, daß es ihr auch obliegt, für ihren Mann zu kochen. Die schweren Arbeiten besorgt der Mann.

Das Fischfangen im Meere mit den großen Netzen (*Todau*) besorgt der Mann. Es ist dies eine mühsame und nicht sehr einträgliche Beschäftigung, wenn man die Männer in jeder Hand ein Netz halten sieht, wie dieselben oft stundenlang im Wasser den noch zumeist recht kleinen Fischchen auflauern. Haben sie einen Rudel Fische entdeckt, so umstellen sie denselben, die Fische sind aber einstweilen wieder ausgerissen, und man ist zufrieden, wenn die Ausbeute auch nur in einigen wenigen Tieren besteht, die von dem Netze nun in die für diesen Zweck auf dem Rücken der Männer befestigte Blättertasche (*beta*) hineinwandert.

Noch mühsamer ist der Fischfang, dem die Weiber obliegen. Frühmorgens sieht man dieselben, wenn das Wasser noch nicht zurückgetreten ist, längs des Strandes alle Steine umwenden, und das sowieso nur selten gefundene Fischlein entschlüpft auch noch ihrer, wenn auch für diese Art von Fischfang gewiß sehr geübten Hand. Fischfang mit großen Netzen in Kanus wird zumeist von Männern betrieben. Die Männer bauen die Häuser, fertigen die Kanu an. Bäume fällen und Pflanzungen roden und ausbrennen, sind ausschließlich männliche Tätigkeiten. Kokosnuß- und Bananenpflanzungen legen die Männer an, ebenso pflanzen sie den Yam an.

Die Hauptbeschäftigung der Weiber ist das Anlegen von Taropflanzungen und das Reinhalten dieser Kultur. Fast täglich arbeiten sie darin. Frühmorgens zwischen neun bis zehn Uhr verlassen sie zu diesem Zwecke ihre Hütte, um nachmittags gegen fünf Uhr wieder nach Hause zurückzukehren, am Rücken stets ein Bündel von Taropflanzen mitschleppend. Zu Hause angelangt, werden die Taro, das Brot der dortigen Eingeborenen, auf alte möglichen Arten zubereitet. Dieselben müssen immer frisch sein. Bei längerer Aufbewahrung verfaulen sie. Die ganzen Früchte werden entweder auf einem Holzfeuer gebacken oder in einem Topf mit Wasser gekocht. Recht schmackhaft sind verschiedene Arten von Tarokuchen. Die Zubereitung erfolgt durch Zerstampfen der stärkereichen Taro zu einem Brei in einem zylindrisch ausgehöhlten Holzstück (*Kanu*) (Fig. 20), das unten konisch zugespitzt ist,



Fig. 20. Tarostampfer.

um in die Erde gesteckt werden zu können (Fig. 21). Die vorher gekochten Taro kommen in das Kanu und werden dort mittels des *Taukini*, eines ganz gewöhnlichen Holzstößels, zerstampft. Vermischt mit der Kalipnuß, die auch im Kanu mit zerstampft wird, bekommt man das sehr wohlschmeckende *Towa*, wird Taro mit Kokosmilch vermischt, einen fettigen Teig, *Kampa* genannt, und endlich Taro mit dem am Kokosnußschaber (*Kukui*) zerriebenen Fruchtfleisch der Kokosnüsse gibt ein Gericht, das *Ikipau* bezeichnet wird. Der Teig wird entweder direkt gegessen oder auch in Palmenblätter eingewickelt und nochmals am Feuer ein wenig gebacken. Die Zubereitung und speziell das Formen der Kuchen geht sehr sachlich und verhältnismäßig reinlich vor sich.



Fig. 21. Tarostamper.

Von der Kokosnuß wird das Fleisch gegessen und die Flüssigkeit getrunken. Das ausgepreßte Öl spielt bei Zubereitung der verschiedensten Speisen eine große Rolle. Die angekeimten Kokosnüsse sind ein von den Europäern sehr gesuchter Kaufartikel. Der Eingeborene der deutschen Salomo-Insel pflanzt nur soviel Kokospalmen, als er für seinen eigenen Gebrauch benötigt. Trotzdem würde ihm das Anpflanzen dieser Bäume in größerem Maßstabe einen bedeutenden Gewinn abwerfen. Die Pflanzungen der Europäer basieren hier fast einzig darauf; Kokosnußpflanzungen, bei genügenden und billigen Arbeitskräften vorausgesetzt, werfen einen großen Gewinn ab. Das Kopro steigt stetig im Preise.

Bananen werden roh, in gekochtem Zustand und reif genossen.

Yams findet sich nur sehr vereinzelt vor, mag sein, daß er durch, die erst in neuerer Zeit eingeführten und jetzt massenhaft gepflanzten Süßkartoffeln verdrängt wurde.

Das Mark der Sagopalme ist ein kostbares Gericht.

Im November gedeihen die Brotfrüchte. Kalipnüsse wurden schon erwähnt. Eine Apfelart, der sogenannte malaiische Apfel, kommt auch gelegentlich vor, ist sehr wasserreich und durstlöschend. Von weiteren Vegetabilien sind die meisten eingeführt, wie Reis, Ananas, Kaffee, Kakao usw.

Boden und Klima eignen sich jedenfalls sehr für den Anbau aller möglichen Pflanzen. Parkinson (30 Jahre in der Südsee, S. 456) schreibt: „Man darf ohne Übertreibung behaupten, daß auf der Insel Bougainville so ausgedehnte und kulturfähige Strecken Landes zu finden sind, wie auf keiner Insel des Bismarckarchipels.“

Von Tieren muß das Schwein als Idealnahrung bezeichnet werden. Dasselbe ist verhältnismäßig später eingeführt worden. Die vorherrschende Rasse ist eine dem Wildschwein verwandte Art. Man trifft dasselbe gezähmt in Dörfern an, die meisten leben aber wild im Busch. Man fängt sie entweder in Fanglöchern (*Dinku*) oder mit Netzen (*Tou*), Die übliche Zubereitung geschieht in folgender Weise:

Zuerst wird das Tier durch ein paar kräftige Stöße gegen das Brustbein mit einem derben Holzknüppel getötet. Sodann werden die Borsten mit brennenden Blättern angesengt. Hierauf wird das Schwein zerlegt und in Streifen zerschnitten. Die Fleischstücke werden auf ein Holzfeuer gelegt und durch fortwährendes Umwenden ein Anbrennen derselben verhindert. Sobald das Fleisch ganz durchgebraten ist, wird es gegessen. Die schwarze, rußige und trotz des Absengens noch mit vielen Borsten behaftete Haut gehört genau so zu den Leckerbissen wie die Muskeln, welche je nach der Qualität, zumeist aber äußerst kräftige Kauwerkzeuge voraussetzen. Durch die Vermehrung des Schweinebestandes wird das Fleischbedürfnis der Eingeborenen mehr und mehr befriedigt. Aus diesem Bedürfnis heraus erkläre ich mir auch zum Teil den Kannibalismus. Denn die Fauna ist gerade in diesem Gebiete der Südsee eine sehr spärliche. Opossume und Fische sind eigentlich die einzigen jagdbaren Tiere. Drei Arten von Opossume, Lage eine große, Kamaile und Inuato zwei kleinere Arten sind bekannt und sollen, sobald sie erst einmal durch den Blick der Jäger eingefangen sind, demselben nicht mehr entweichen können. Raupen, in verfaultem Holze lebend, die Onuhu der Telei, ungefähr 10 cm lang und 2 cm dick, in Bambusrinde eingewickelt und gebraten, sollen ganz besonders gut schmecken. Ameisen, Heuschrecken, Frösche, Kröten, Muscheln, alles wird verzehrt. Jedes Tier ist ebenso, wie jedes Kraut oder Baum, unter einem bestimmten Namen bekannt. Diese Naturkenntnis muß ganz besonders hervorgehoben werden.

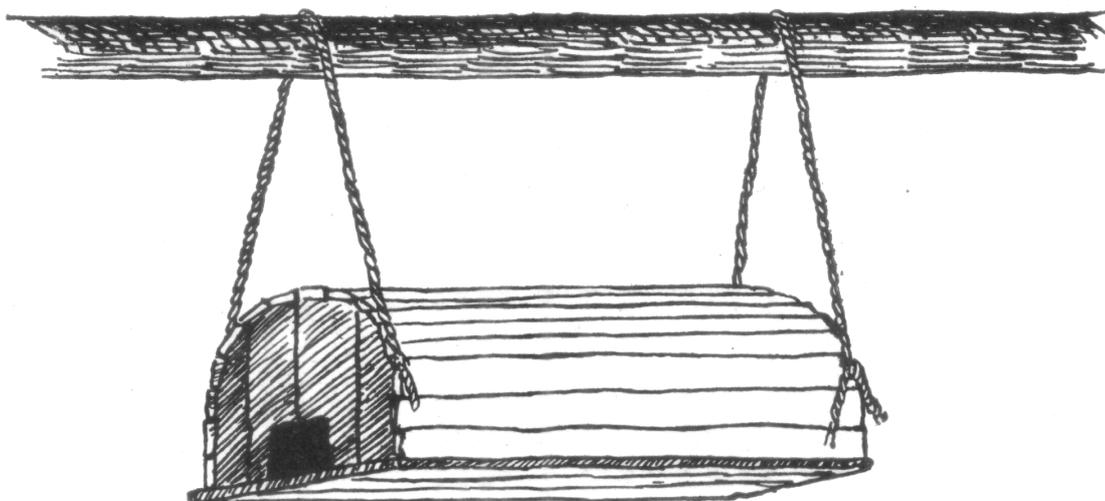


Fig. 22. Speiseschrank (*Kunkura*).

In diesem Zusammenhange möchte ich noch auf den **Speisesehrank** (*Kunkura*) (Fig. 22), den man in fast allen Hütten an der Decke des Hauses aufgehängt vorfindet, besonders aufmerksam machen. Der zumeist ungefähr 2 m breite, 2 m lange und etwa $\frac{1}{2}$ m hohe Schrank hängt auf Stricken befestigt etwa $\frac{1}{2}$ m vom Boden entfernt über einer Feuerstelle. In das Innere des Schrankes gelangt man durch eine kleine Türe. Bereits gebratene Opossume, Fische, Kalipnüsse und andere Speisereste werden darin aufbewahrt und dadurch oft bis zu einem Jahre konseviert und vor Fäulnis bewahrt, daß täglich unter dem Schranke Feuer gemacht wird. Von dem fortwährenden Ruße ist dieser Räucherkasten vollkommen geschwärzt.

Um Speisereste nur kurze Zeit aufzubewahren, werden dieselben in schnell geflochtene Blätterkörbchen gelegt. Diese Körbchen werden auf irgendeinem hakenförmig gekrümmten Astteile (*Kabaitsi*), welcher von der Decke der Hütte herabhängt, aufgehängt. Derselbe hängt ungefähr 2 m über dem Boden. Es handelt sich dabei hauptsächlich darum, diese Dinge vor den Ratten, die oft massenhaft in den Hütten leben, zu sichern.

Das salzige Wasser des Meeres ist ein Tauschartikel. Dasselbe wird von den Küstenstämmen nach befreundeten Gebirgsstämmen verhandelt. Es wird in langen, zu diesem Zwecke angefertigten Bambusstämmen transportiert.

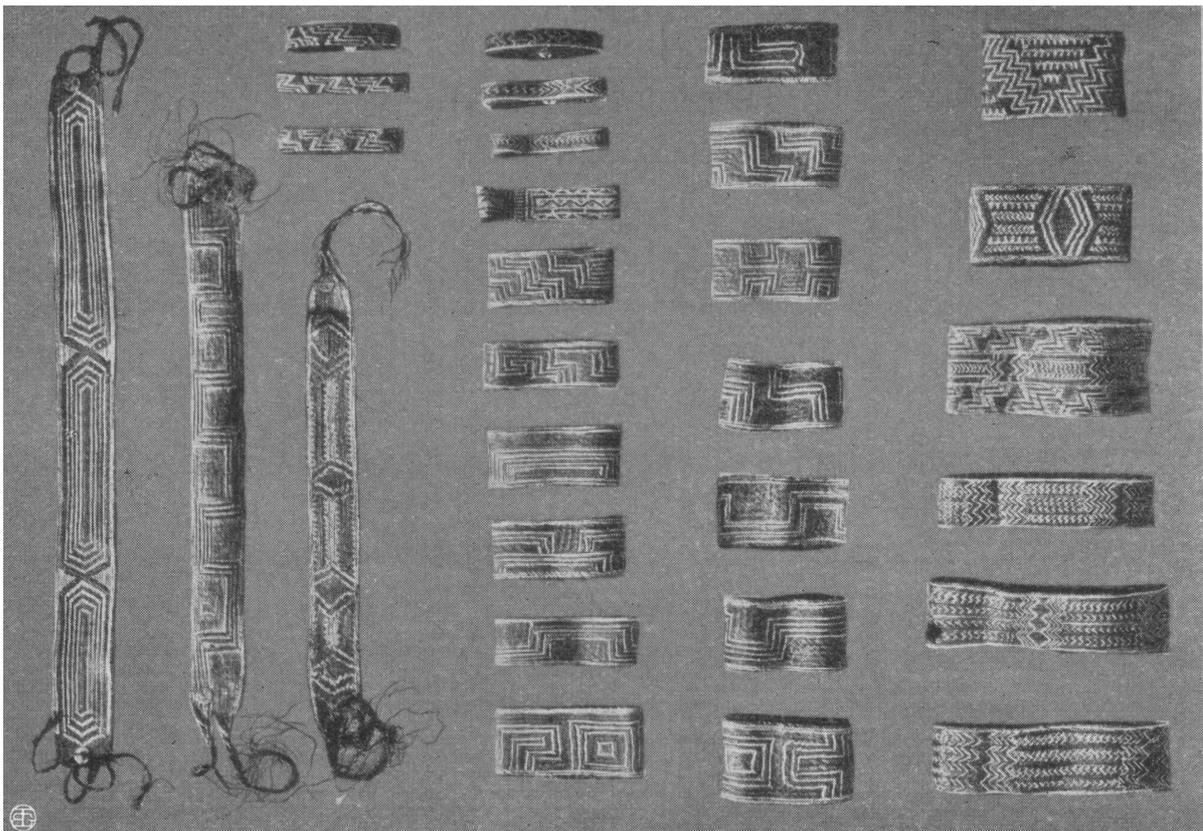


Fig. 23. Geflochtene Armbänder.

Eine große Fertigkeit besitzen die Eingeborenen der deutschen Salomo-Insel in der Herstellung aller Arten von **Flechtwerken**. Dieselben zeichnen sich durch große Solidität aus. Man unterscheidet zwischen Flechtereien zum Zwecke der Verzierung, entweder in reiner Form oder in Anlehnung an eine Art von Kultus, und zwischen solchen, die auf die Herstellung rein praktischer Gebrauchsgegenstände abzielen. Technisch unterscheidet ich Band-, Korb- und Mattenflechtereien. Die mannigfaltigsten

Bandmuster treten uns in den geflochtenen Armbändern (*Takono*) entgegen (Fig. 23). Die schmalen Formen sind charakteristisch für die Telei, die breiten für die Numa. Umflochtene Waffen sind die sogenannten Königs-Speere, Bogen und -Pfeile, und werden nur bei den Telei hergestellt. Die Nasioi beschränken sich dabei, und zwar ausschließlich bei den Speeren, auf Verzierungen einzelner Abschnitte der Speerspitze. Das Material ist Rotang. Die Hauptfarben sind gelb, rot und schwarz. Gelb ist die Naturfarbe, schwarz wird durch Erdstoffe oder Ruß hervorgehoben. Die rote Farbe kommt durch Kochen in einer Betelbrühe zustande. C. Rippe (Zwei Jahre unter den Kanibalen der Salomo-Insel, S. 295, 1903) schreibt, daß der rote Farbstoff aus der Mangrovewurzel gewonnen wird. Umflochten wird ferner aus rein praktischen Gründen das Mundstück der Tontabakspfeifen, der Stöpsel der Kalkbüchsen usw. Ein gebrochenes Ruder kann durch eine straff angelegte Bandage aus Rotangfasern wieder vollkommen gebrauchsfähig gemacht werden. Ebenso ist der Stein im Beil durch einfache Bindung mit Bastfasern befestigt. Auch Tragbänder, womit die Nasioiweiber ihre Lasten am Rücken befestigen, können verziert sein (Fig. 24).

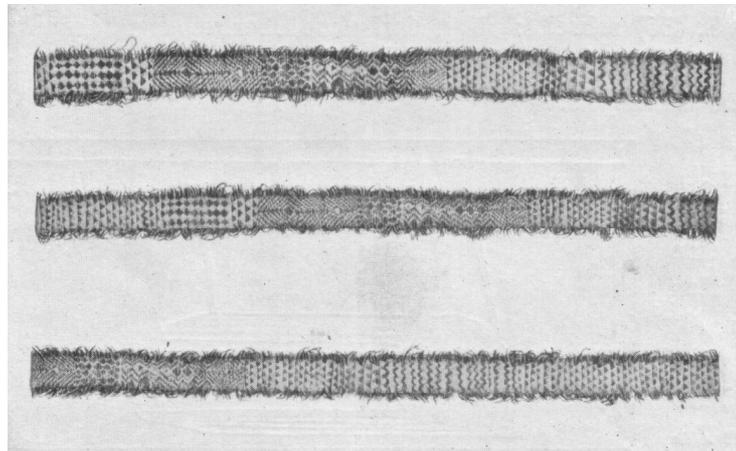


Fig. 24. Verziertes Tragband.

Von größter Kunstfertigkeit zeugen die verschiedenen Korbformen (Fig. 25 a, b, c und 26); die primitivste für schnellen und vorübergehenden Gebrauch ist die Blättertasche aus grünen Kokospalmenblättern (a). Die Nasioi und Bukaleute haben zwei ganz verschiedene Korbtypen. Die der Nasioi sind starke Rindenkörbe (b) aus der Rinde der Lianen und Brotfruchtbäume. Die leichtere Bukaform (c) wird aus Sago oder Kokospalmenblättern oder auch aus Blättern von Pandanaceen und anderem Material gefertigt. Die verschiedenen Formen und Größen lassen sich aus den Illustrationen ersehen. Dieser Kategorie von Flechtereien sind auch die Fischreusen zuzuzählen.

Schlafmatten und Regematten (*Kariani*) sind sehr gebräuchlich (Fig. 27). Die Brustfächer (*biluka*) (Fig. 28) der Frauen gehören auch hierher. Der Rand der Matten und Fächer ist oft mit bunt gefärbten Bastfäden (*barara*) verziert, die mittels einer Nadel durchgezogen werden. Zu Nadeln (*Kumeitsi*) werden Fledermausknochen verarbeitet (Fig. 29). *Ipa* ist der Schamschutz der Weiber, ein straffes Bündel Gras, das von jeher und auch jetzt noch ganz allgemein unter den Lendentüchern getragen wird. In diese Technik fallen auch die Kopfbedeckungen der Upi und Telei, abgesehen von dem inneren Gestell (Fig. 30). Ein verhältnismäßig grobes Produkt stellen die bei den Buka angefertigten, zur Kühlung benutzten Fächer dar (Fig. 31).

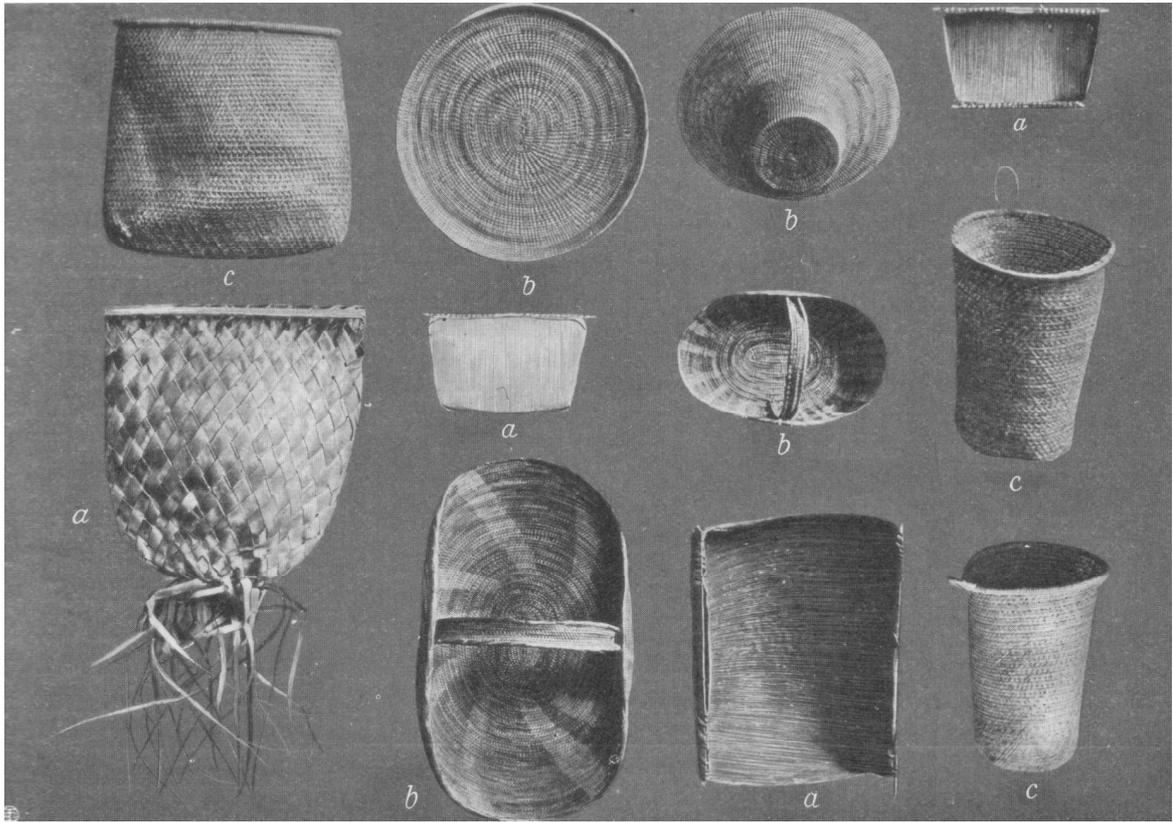


Fig. 25. Verschiedene Flechtwerke.

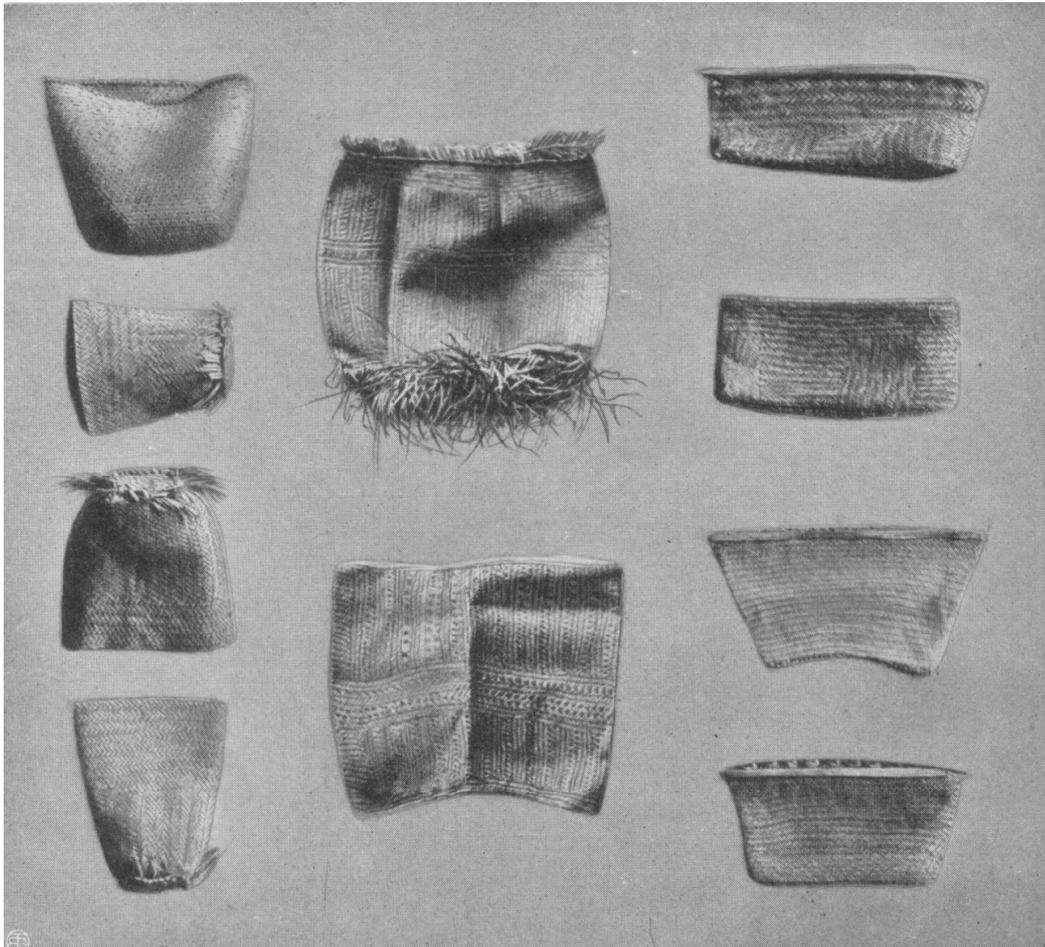


Fig. 26. Feine Bukaflechtwerke.

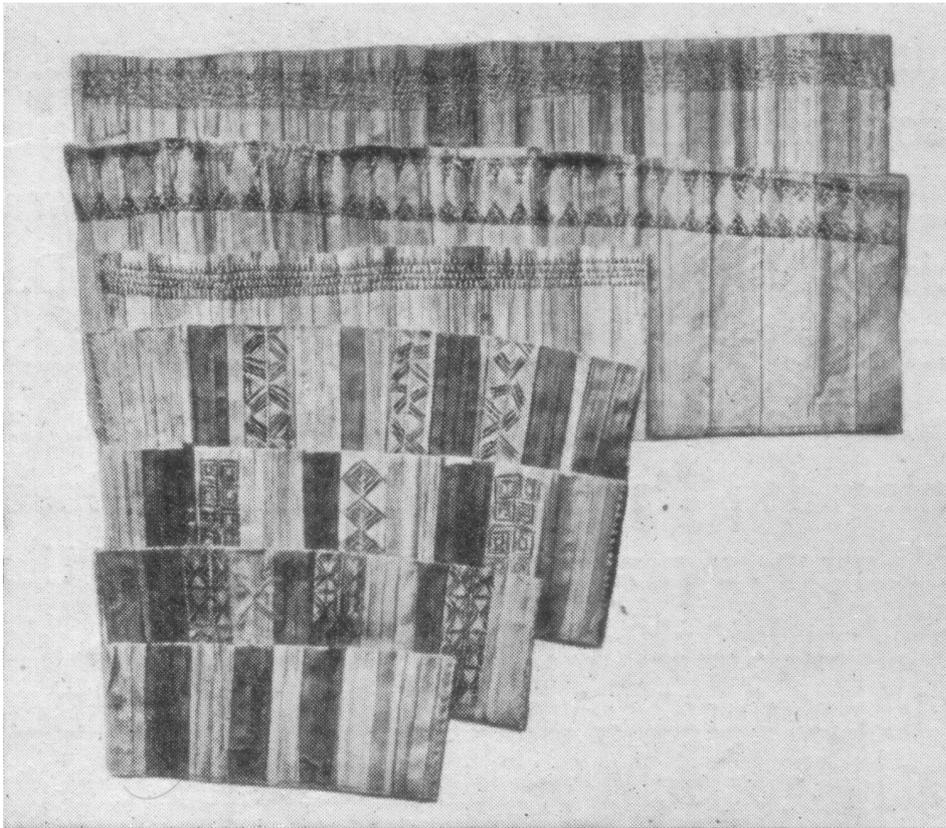


Fig. 27. Schlaf- und Regenmatten.

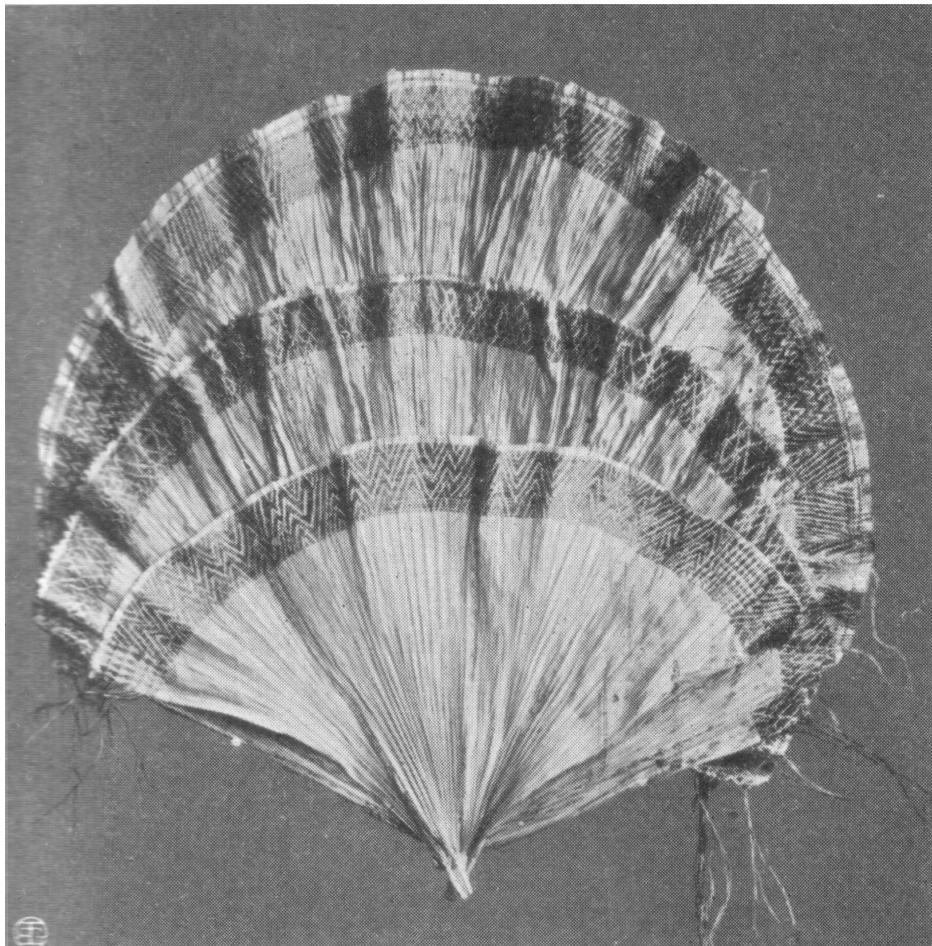


Fig. 28. Brustfächer.

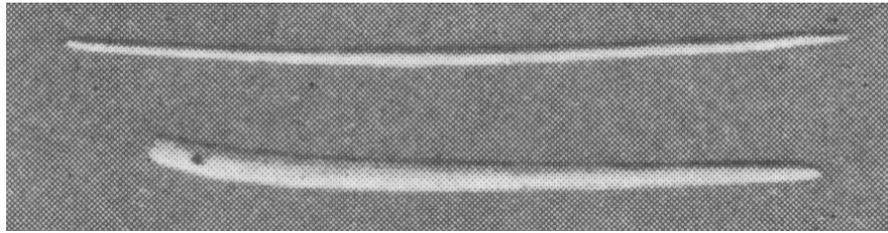


Fig. 29. Nadeln aus Fledermausknochen.

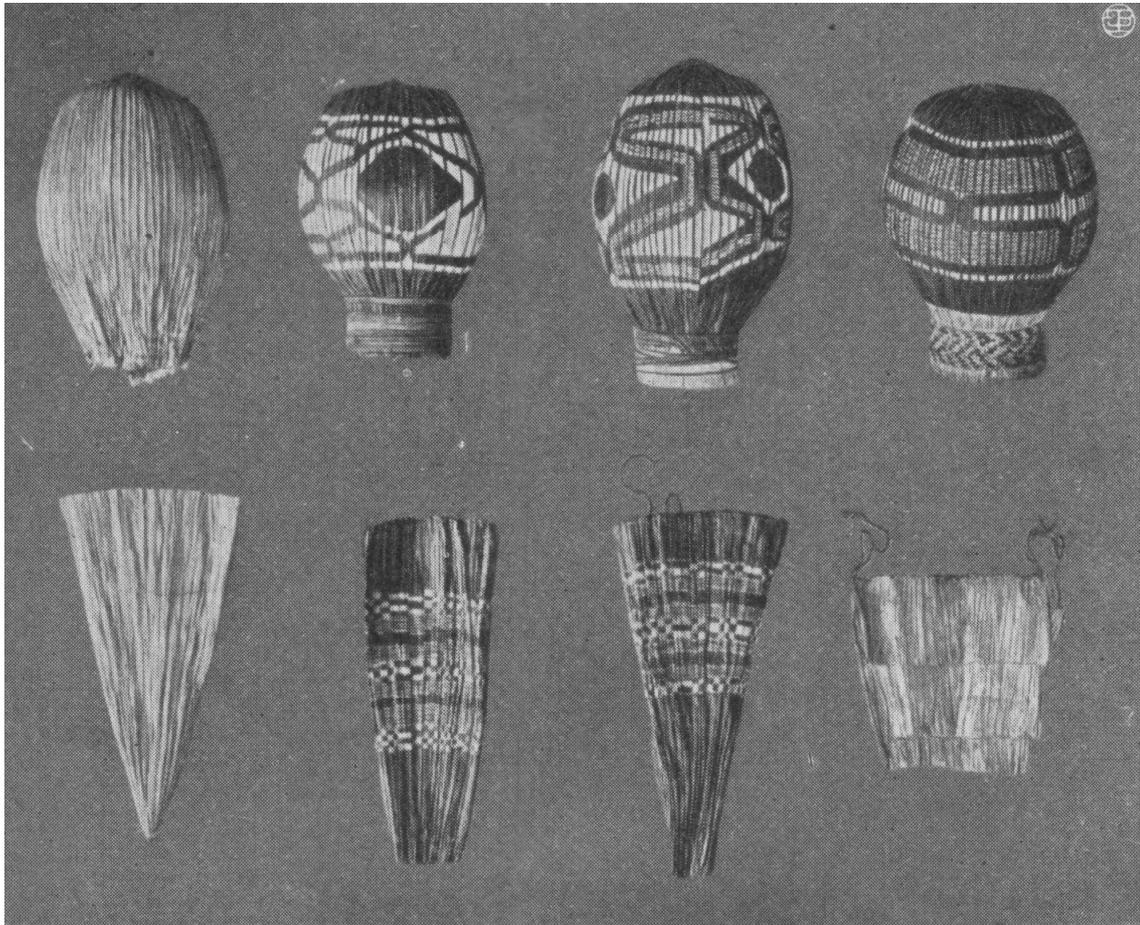


Fig. 30. Kopfbedeckung der Upi (oben) und der Telei (unten).

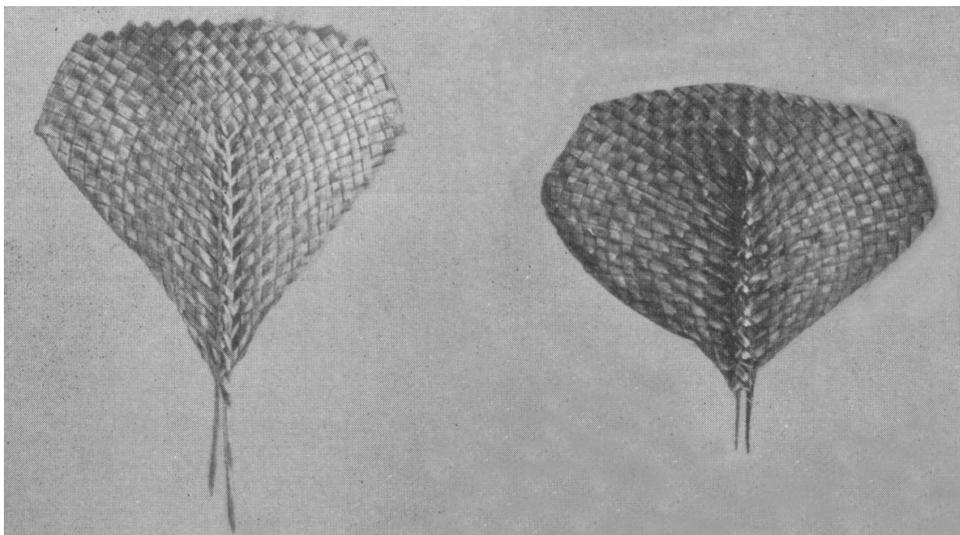


Fig. 31. Fächer der Buka.

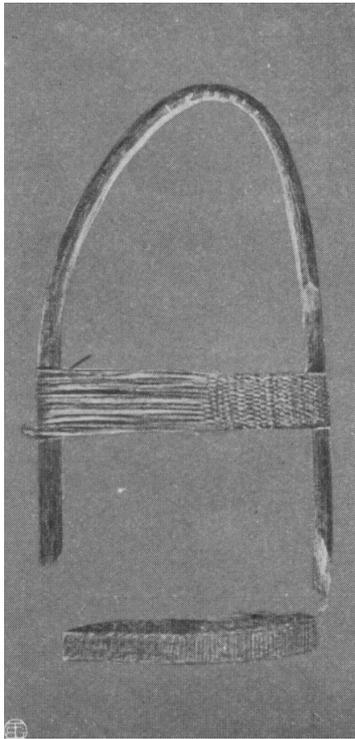


Fig. 32.
Webevorrichtung zur
Anfertigung von
Armbändern bei den Telei.

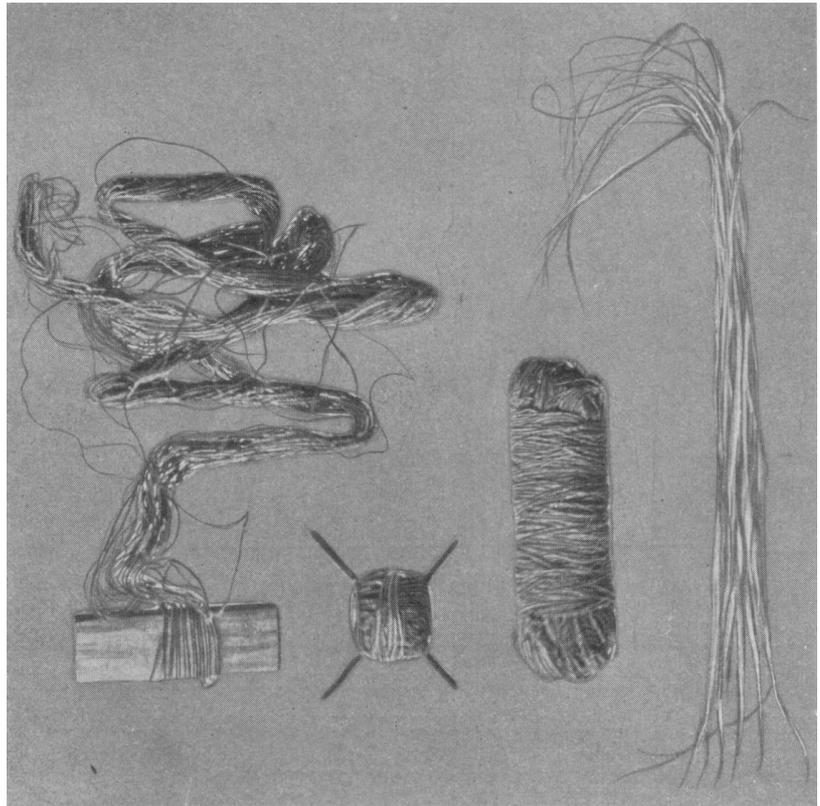


Fig. 33.
Webevorrichtung zur Anfertigung von Fischnetzen
der Buka.

In der Kunst des **Webens** sind die Eingeborenen sehr weit vorgeschritten, zwei kleine primitive Webevorrichtungen zeigen die Abbildungen. Die erste dient ausschließlich zur Anfertigung von Armbändern, und ist von den Telei übernommen (Fig. 32), wird aber jetzt auch vielfach bei den Nasioi benützt. Die zweite Vorrichtung habe ich einem Bukamann aus den Händen genommen, als er eben mit der Herstellung eines Fischnetzes beschäftigt war (Fig. 33). Als Rohmaterial für die Fäden dienen die verschiedenen Bastarten, hauptsächlich die von der Liane, Kokospalme und Hibiskus und dem Brotfruchtbaum. Die Fäden werden gedreht, größere Stricke und die sehr starken Schweinenetze werden geflochten. Die Flechtart der Netze ist als sogenanntes Filet bekannt. Die Dicke der Gewebe schwankt von der Stärke eines Seidenfadens bis zu der eines fingerdicken Taus. Die Netze dienen hauptsächlich zum Fisch- und Schildkrötenfang. Die Länge desselben ist sehr verschieden, oft bis 30 m. Bei den Telei werden kleine, oft doppelte Netztäschchen benützt zur Aufbewahrung aller jener Sachen, die stets gebraucht werden: einer Kalkbüchse, einiger Betelnüsse und Pfeffer, zumeist Dinge, die zum Betelkauen verwendet werden (Fig. 34).

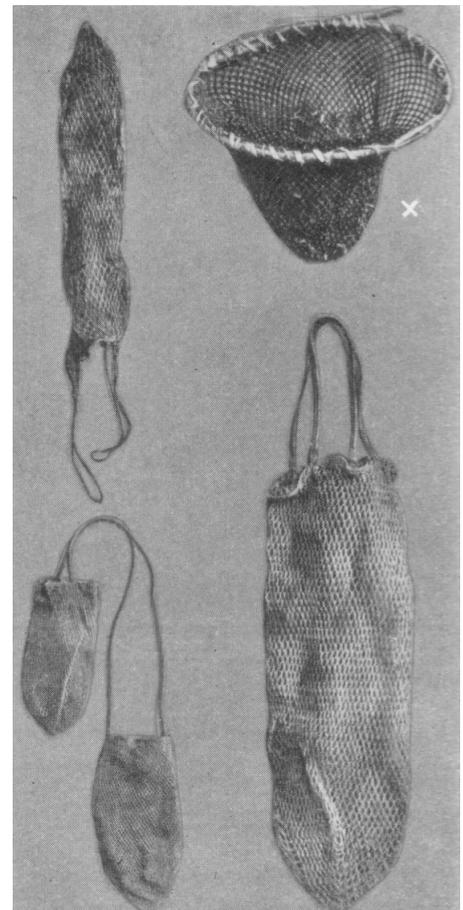


Fig. 34. Netztäschchen der Telei.
Fig. 34. x Fischnetz.

Von Fischnetzen unterscheidet man Hand- und Senknetze. Die Frauen benützen ein kleines Handnetz (*Getsi*). Die Männer benützen in jeder Hand ein größeres Netz (*Today*) (Fig. 34 x). Die Öffnung derartiger Handnetze wird durch einen runden, gebogenen Zweig dadurch dauernd erhalten, daß über denselben die obersten Schleifen des Netzes gezogen sind. Mit diesen Netzen umstellen die Männer die Fische. Sie umkreisen einen einmal ins Auge gefaßte und sich zufällig nahe beieinander befindliche größere Anzahl von Fischen immer enger und senken auf ein gegebenes Zeichen ihre Netze gleichzeitig ins Meer. Davon wurde bereits gesprochen.

Die Senknetze werden durch angehängte Muscheln beschwert und hinter den Booten nachgezogen. Die gewöhnlich 3-4 m langen Netze heißen *Kampe*, die großen *Batobato* und *Sionu*. Parkinson schreibt (30 Jahre in der Südsee, S. 510) von Senknetzen bis 300 m Länge.

In der Umgebung von Kieta sieht man Gerüste ins Wasser gebaut, zwischen denen Netze gespannt sind. Ein auf dem Gerüst sitzender Eingeborener beobachtet das Netz. Wenn eine größere Anzahl Fische über dasselbe hinwegschwimmt, zieht er mit einem Fischstock (*Niampe*) das Netz rasch aus dem Wasser. Stricke um Hals und Lenden sind als sogenannte Trauerschnüre gebräuchlich. Zum Zwecke der Befestigung finden Fäden mehrfache Verwendung. So z. B. Wird der Fischhaken (*Agnats*), der in Buka sehr verbreitet ist, aus dem eigentlichen Haken, welcher, aus Schildpatt roh geschnitzt und durch nachheriges Reiben mit einem Bimsstein geschärft wird, an dem Muschelstück befestigt. Die starke Verbindung im Gelenk geschieht durch kreuzweises Umbinden mit einem Faden (Fig. 35). Angelruten sind mir nicht bekannt, sondern es wird der Haken an einer Schnur befestigt und hinter dem Kanu im Wasser nachgezogen.

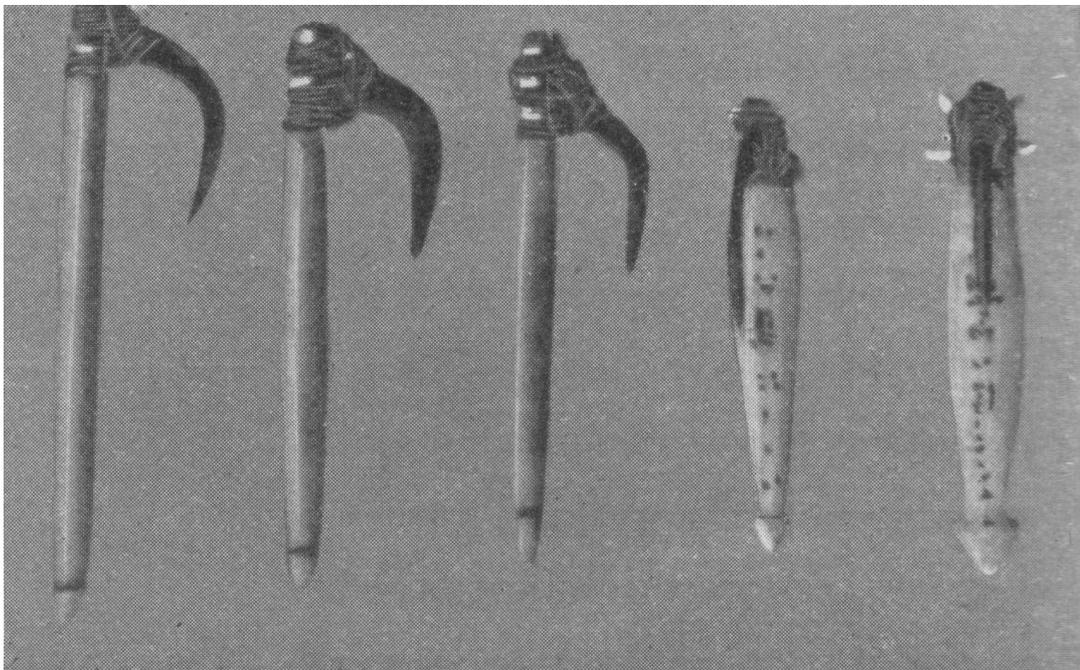


Fig. 35. Fischhaken der Buka.

Von **Holzgeräten**, die in der Wirtschaft Verwendung, finden, verdienen besonders die Holzplatten, Tarostampfer und Stößel, die Kokosnußschaber besonderes Interesse.

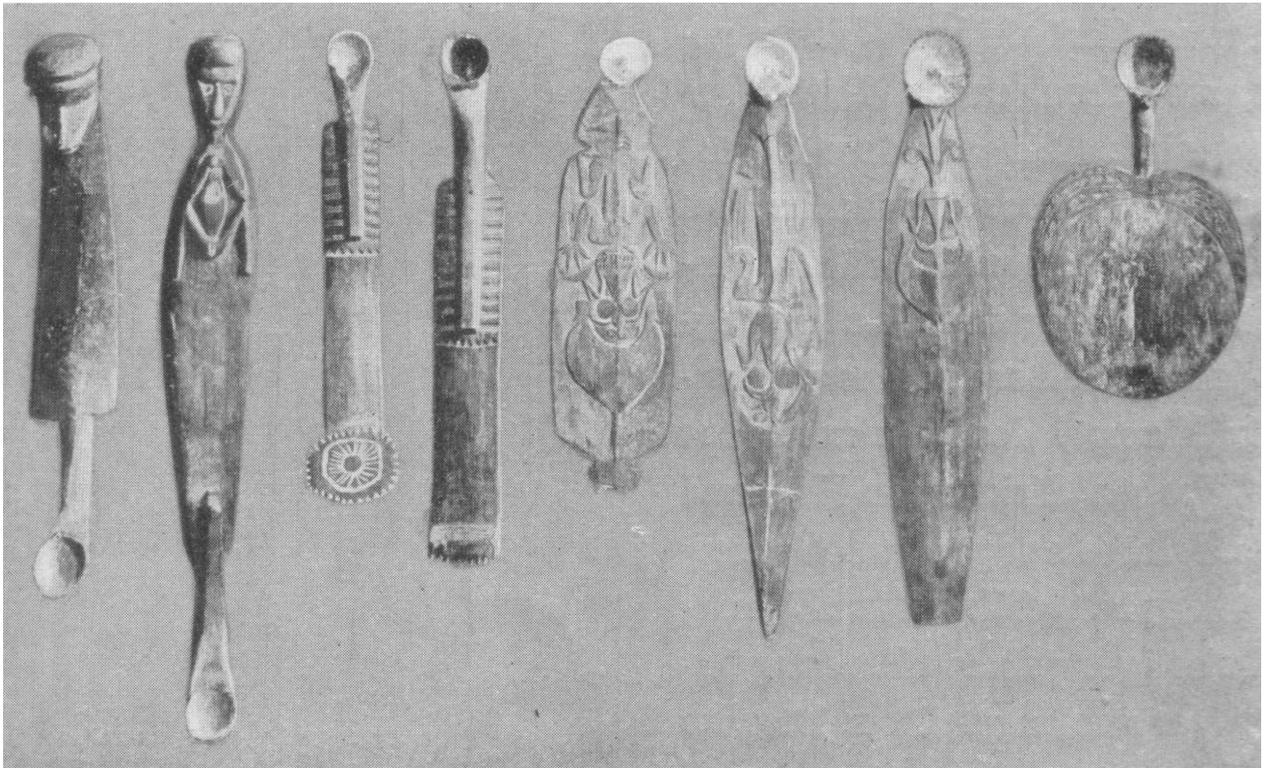
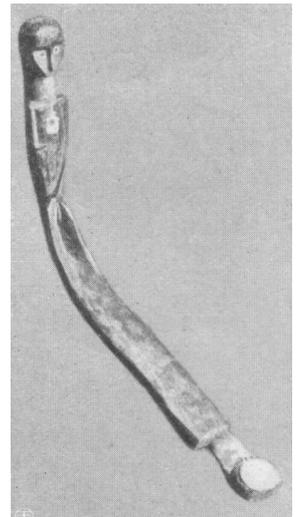


Fig. 36. Kokosnußschaber.

Unter den Kokosnußschabern (Fig. 36) unterscheide ich ihrer Ausführung nach drei Typen. Im Prinzip gemeinsam ist allen ein einziges langes Holzstück, an deren einem Ende eine scharfkantige Muschel befestigt ist. Die Muschel dient zum Schaben der vorher halbierten Kokosnüsse. Die Befestigung der Muschel am Stiele wird durch Ankleben mit dem Brei der Nuß *Parinarium laurinum* bewirkt. Der Bukatyp (*Kusch*) verbindet die Muschel mit dem Stiel nur durch einen Bast, wodurch die Haltbarkeit geringer, die Muschel auch beweglicher, also nicht so zweckentsprechend mit dem Holzstücke in Verbindung gebracht ist. Bei der Benützung dieses Instrumentes setzt sich der Arbeiter auf den Holzteil darauf, und an der Muschel wird die halbierte Kokosnuß ausgeschabt. Es geschieht dies dadurch, daß die Nuß solange an der Muschel gerieben wird, als noch etwas von dem weißen Kern vorhanden ist. An dem der Muschel entgegengesetzten Ende schnitzen die Telei eine menschliche Figur (*Igi*). An Stelle dieser geschnitzten Figur kann auch eine einfache kreisförmige Schnitzerei treten, von deren Zentrum strahlenförmig Ornamente ausgehen. Die Form der Holzplatte ist bei den Telei länglich, bei dem Buka- und Nasioityp lanzettförmig. Nur in einem Falle habe ich ein Nasioistück mit einer herzförmigen Holzplatte bekommen. Der Nasioitypus (*Kukui*) ist glatt, selten durch ein Randornament verziert. Durch die Mitte zieht sich gelegentlich eine erhöhte Rippe. Der Bukatyp zeigt am Blatt das charakteristische Uesch, jene menschliche Figur, die wir auch in so vielen Varianten bei den Rudern antreffen. Das Blatt des Kokoschabers aus Buka wird von dieser Figur fast ganz ausgefüllt.



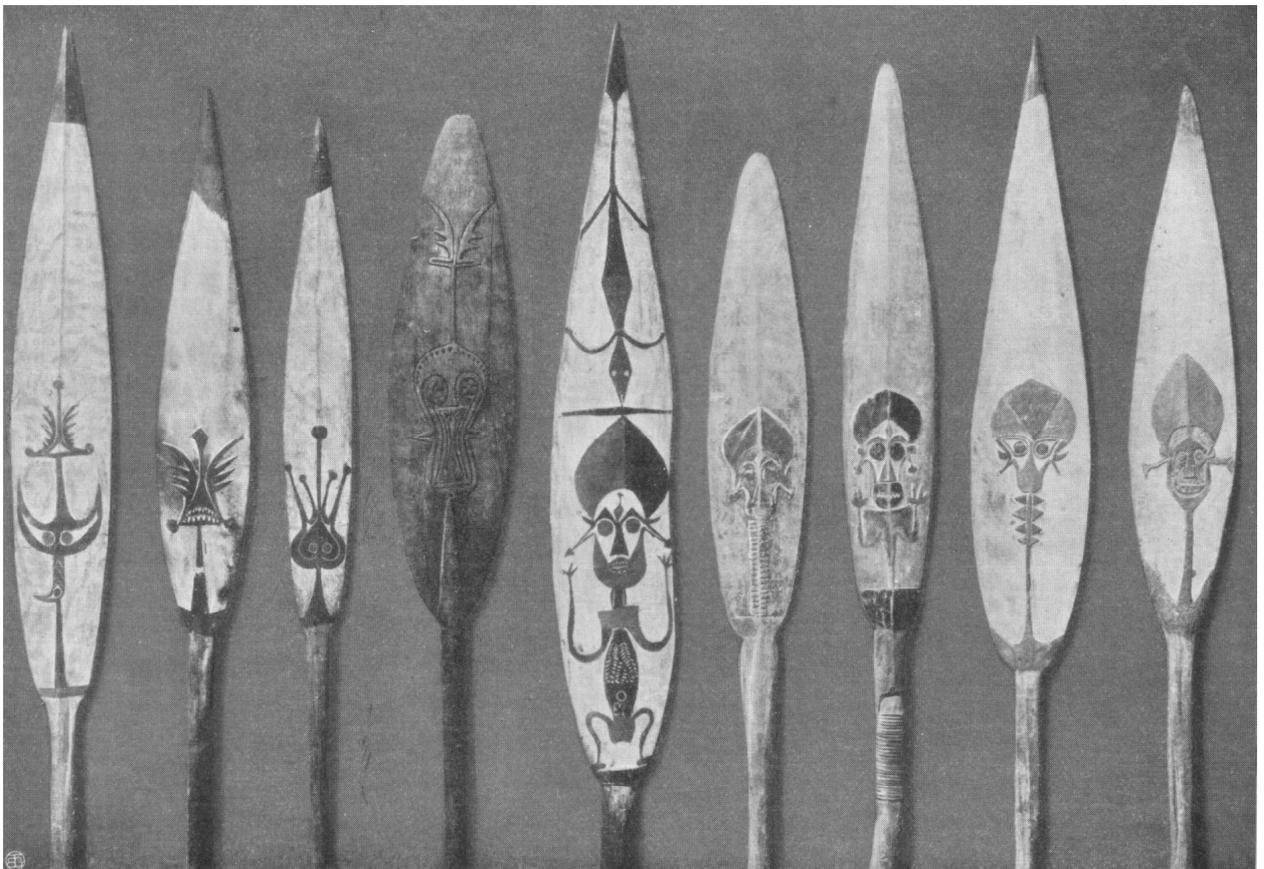
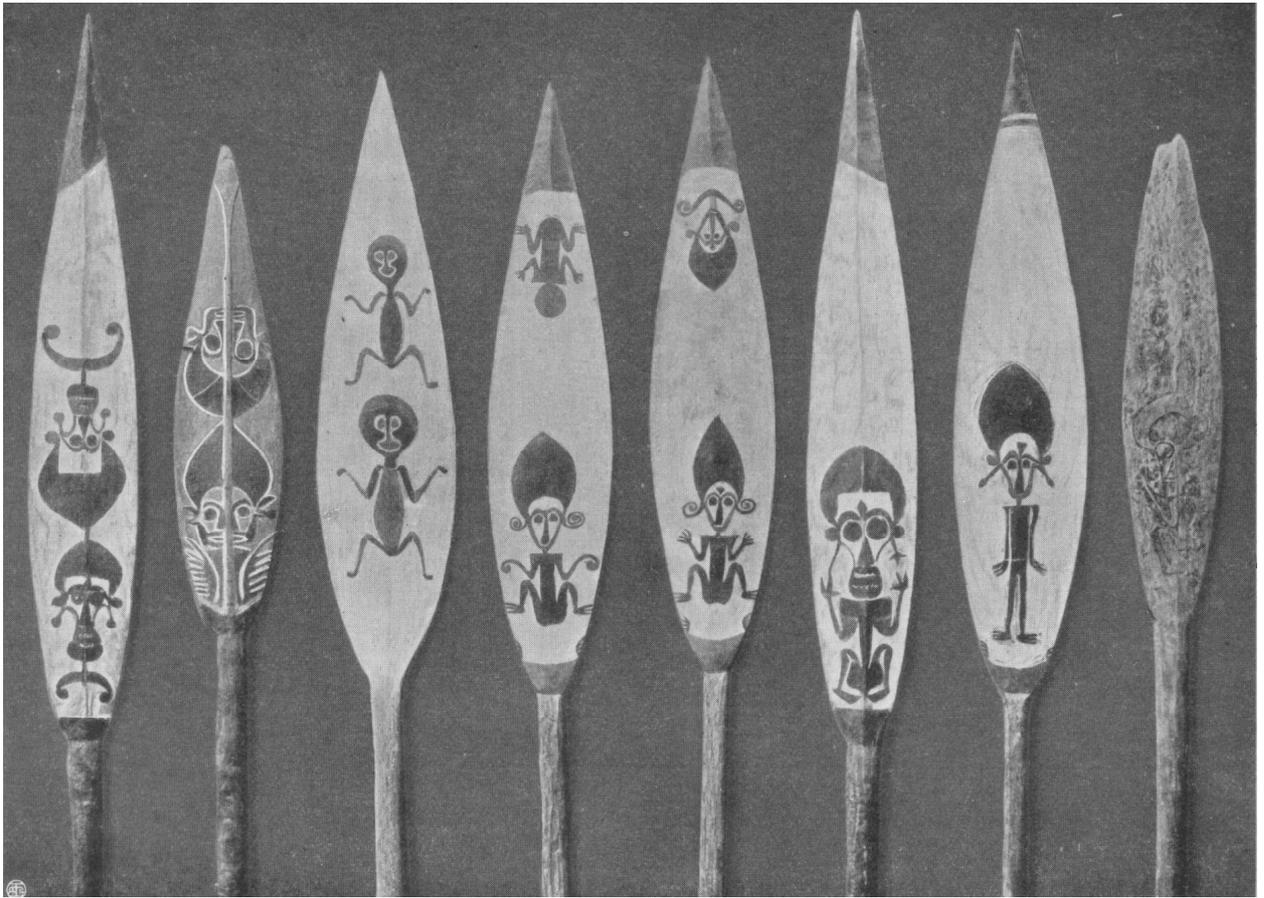


Fig. 37. Ruder der Buka.

Mit ganz besonderer Sorgfalt sieht man die Schaufel der Ruder (Fig. 37) (*boe*) der Bukaleute verziert. Heute findet man auch schon viele unverzierte. Die Verzierung erstreckt sich meist auf beide Seiten. Immer ist es die Stilisierung einer menschlichen Figur, die in rot, schwarz und weiß ausgemalt wird. Bei diesen Schnitzereien wird auf die Ausführung des Kopfes das Hauptgewicht gelegt. Derselbe wird ein face oder im Profil dargestellt. Der Körper ist im Verhältnis zum Kopf meist sehr klein, ebenso wie die Extremitäten gehalten. In einem einzelnen Falle habe ich ein stehendes Männchen gesammelt. Oft sind die Arme und Beine seitlich aufgezogen, die Hände mit zumeist ausgespreizten Fingern nach oben gestreckt. Nicht selten sehen wir auf einer Schaufel zwei Köpfe übereinander. Ein weiterer Übergang ist der Kopf mit der Wirbelsäule, an welcher in einem Falle sogar die seitlichen Querfortsätze ausgearbeitet sind. Zumeist beschränkt sich der Künstler allerdings darauf, die Wirbelsäule in einem einfachen Strang zum Ausdruck zu bringen. Schließlich sind in einzelnen Fällen auch sehr freie künstlerische Stilisierungen des Kopfes deutlich zu erkennen. Man sieht in der Mitte die Nase, die etwas nach unten gerückten Augen, die seitlichen Ohren. In ganz seltenen Fällen tritt an Stelle dieser Figur die Nachbildung eines Krokodils oder Vogelkopfes.

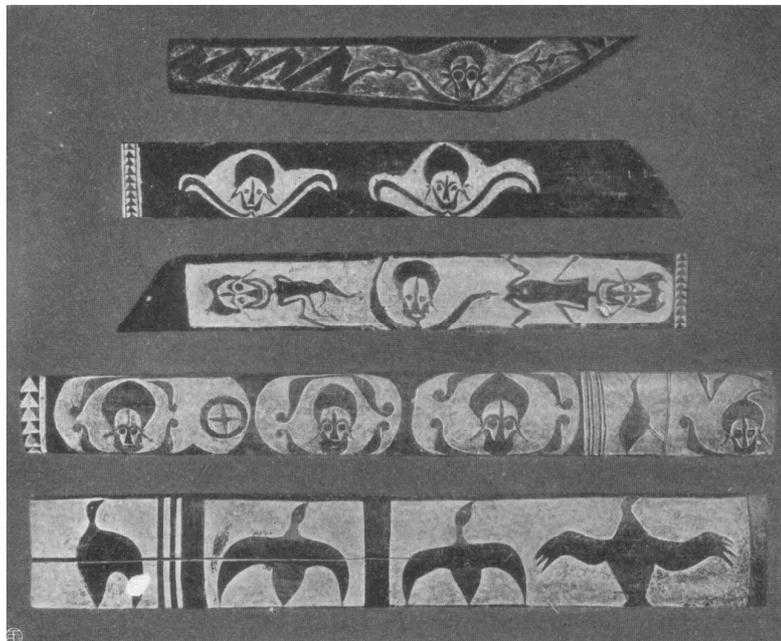


Fig. 38. Hausplanken (Buka).

Auf den Hausplanken und speziell Kanuschnabeln der Buka sind ähnliche Ornamente bekannt (Fig. 38, 39).

Die schmalen Auslegerboote (*bakasi*) bei den Nasioi und Telei sind ausnahmslos ausgehöhlte Baumstämme, die man ursprünglich mit der primitiven Steinaxt (*Nkebo*) bearbeitet hat. Der Stein der Axt zum Roden der Waldungen ist ein Nephrit ähnlicher Stein, die Axt wird *Katsi* genannt. Zum Aushöhlen der Boote wird eine Muschel benutzt. Diese Axt ist *Nkebo* benannt. Meist fassen diese Boote drei bis vier, seltener bis zu zehn Mann Besatzung. In Buka sind heute

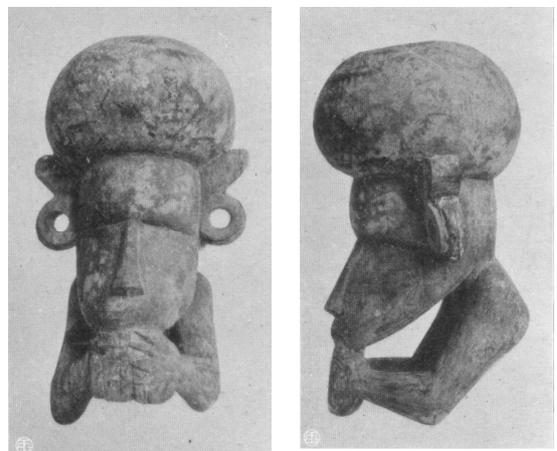


Fig. 39. Stevenverzierung (Alu).

noch große Ruderboote (*mora*) in Gebrauch, die 40 bis 50 Mann aufnehmen können. Die Planken derselben werden zusammengenäht und hierauf mit dem Harze des *Parinarium laurinum* verklebt. Stevenverzierungen (Fig. 39) werden immer seltener.

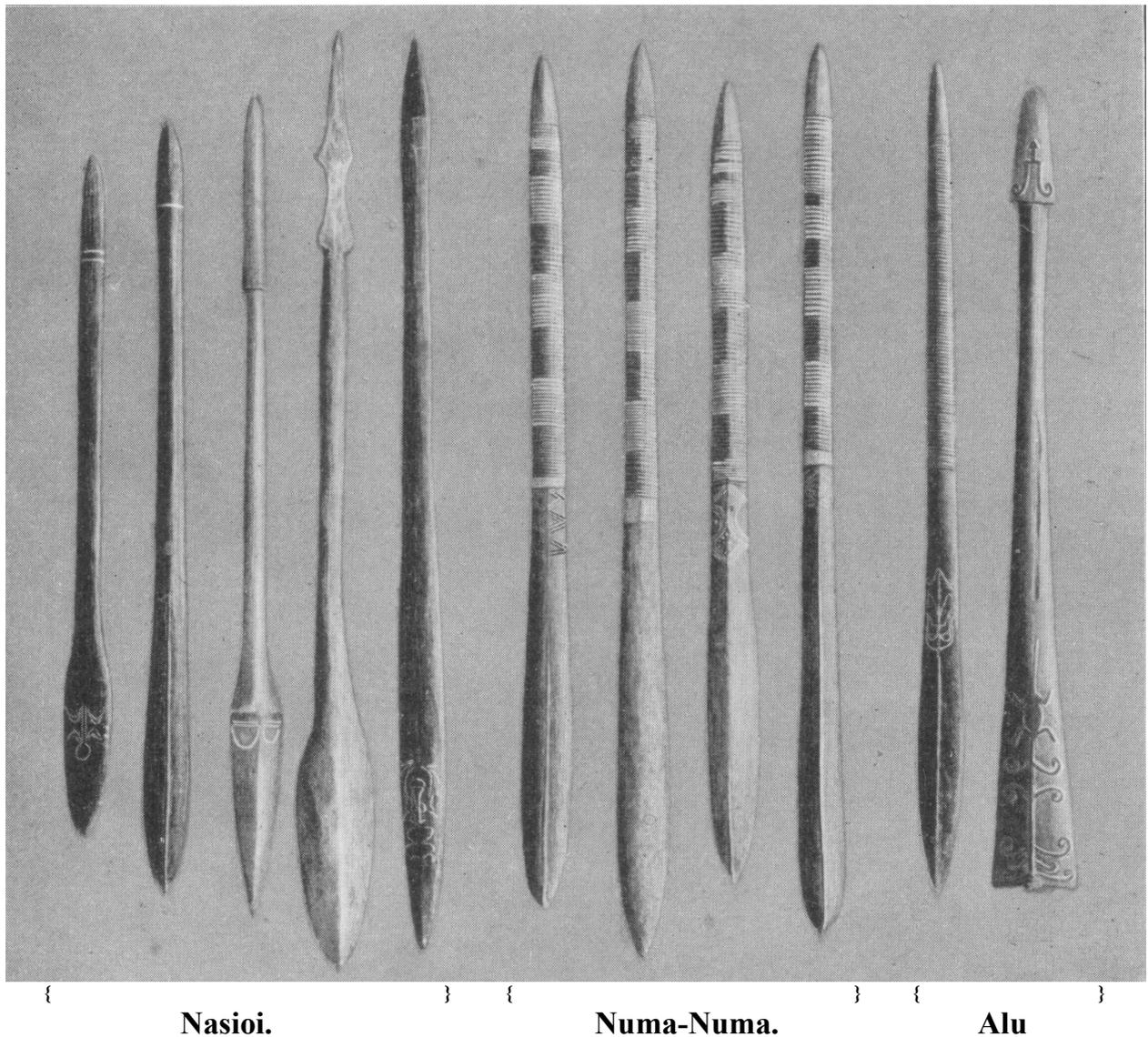


Fig. 40. Keulen.

Keulen (*tavaka*) (Fig.40) sind aus Palmenholz angefertigt, deren Länge schwankt zwischen 1 bis 1.50 m. Das Gewicht derselben variiert sehr. Ihrem äußeren Ansehen nach kann ich unter meinen Sammlungen drei Typen unterscheiden. Die erste zeichnet sich durch ein breites Schlagteil aus und stammt von den Alu. Auf diesem Exemplare sind auch einige Verzierungen angebracht. Der zweite Typ stammt von den Numa-Numa und ist durch die breite Umflechtung des Handgriffes mit Rotang ausgezeichnet. Der zylindrische Handgriff verändert sich zu einem lanzettförmigen Schlagteil. Auf einem Exemplar, das jedenfalls später durch Tausch oder Kauf in den Besitz eines Bukamannes gekommen ist, sieht man eine Seite mit einem kleinen Uesch verziert. Weitere Verzierungen scheinen nicht mehr in Gebrauch zu sein. Längs der Mittellinie verläuft meist noch eine Rippe. Der dritte Typus ist einfach und finden wir denselben bei den Nasioi. Hier trifft man oft nur schwache und roh bearbeitete Keulen. Eine einzige Keule, die ich in Kieta erworben habe, besitzt einen runden Handgriff und einen prismatischen Schlagteil. Da ich diese Form nirgends einreihen kann, und doch nicht als einen eigenen

Typus bezeichnen möchte, glaube ich, daß diese Form früher bei den Nasioi üblich war, die heutigen rohen Formen Degenerationserscheinungen darstellen.

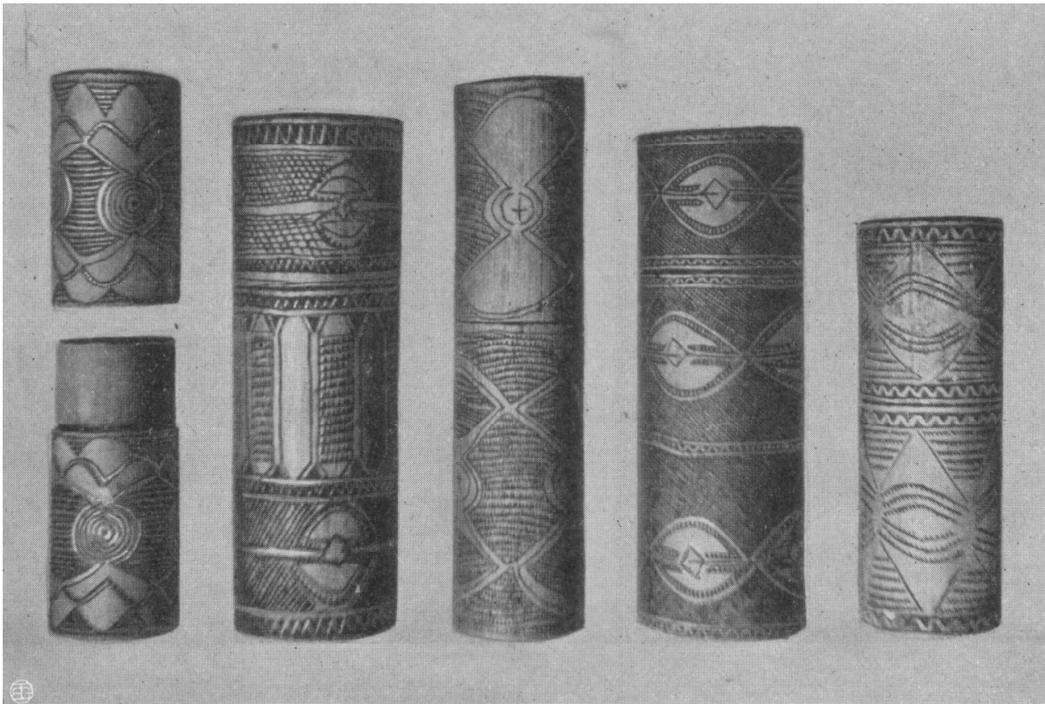


Fig. 41. Kalkbehälter (Telei).

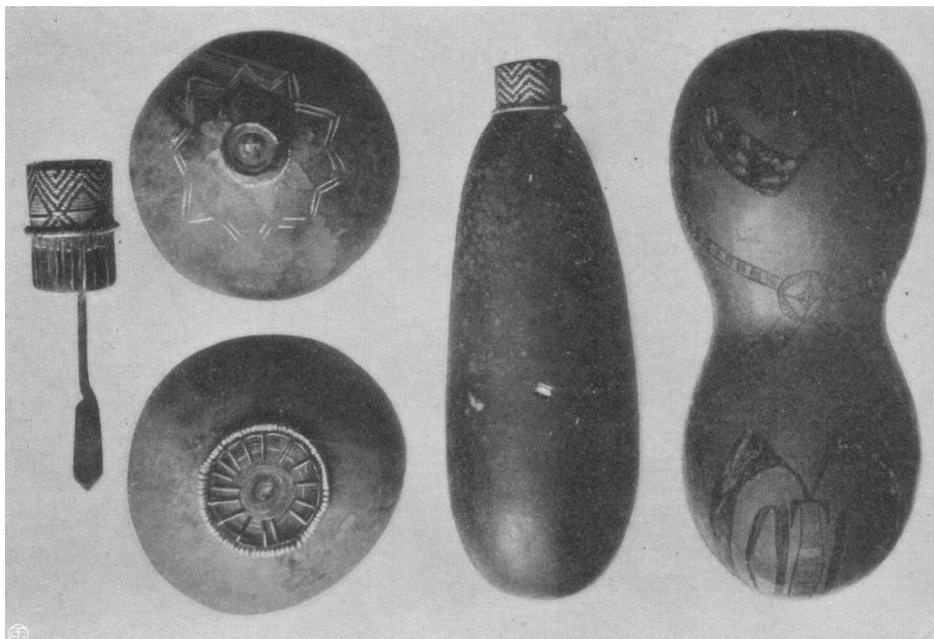


Fig. 42. Kalkbehälter (hauptsächlich Nasioi-Typus).

Die Kalkbehälter (*Makowe*) sind aus Bambus (Fig. 41) oder Kürbis (Fig. 42). Die Bambusdosen finden sich hauptsächlich bei den Telei und zeichnen sich durch reichliche feine Ornamentierung rings um den ganzen zylindrischen Körper aus. Die Ornamentierung der aus Kürbis gefertigten Dosen ist verschieden, beschränkt sich oft nur auf die Region, wo das Gefäß seine Öffnung besitzt. Ein gut umflochtener Stöpsel (*pipi*) schließt die Öffnung. In dem Stöpsel sitzt oft noch eine kleine Spatel, welche dazu dient, die Kalktuenge (*poa*) aus der Büchse herauszuholen. Der Kalk wird durch Pulverisieren der Korallen gewonnen. Bekanntlich wird der Kalk immer in Verbindung mit er

Arecapalmennuß (*moitsi*) und der Betelpfefferfrucht (*kudon*) oder deren fast ebenso beißend schmeckenden Blättern genossen und gekaut (Fig. 43).

Wasserflaschen werden aus Kürbisfrüchten ausgehöhlt und habe ich dieselben nur bei den Alu angetroffen. Ein Bambusstück als Hals wird durch Verschmierung mit der bekannten Nuß in feste Verbindung mit dem Kürbis gebracht. Gewöhnlich wird das Wasser nur in langen Bambusstämmen (*petsi*) aufbewahrt. In ebensolchen wird das Meereswasser von der Küste in das Gebirge oft weit hineingetragen, wo es einen gewissen Tauschwert besitzt.

Das Rohmaterial zur Herstellung von Kämmen liefert auf der ganzen Insel ebenfalls der Bambus. Ein mehr oder minder gewölbtes Stück wird zu einem Kamm (*Tsimpi*) (Fig. 44) verarbeitet, deren Länge schwankt. Durchschnittlich sind dieselben etwa 12-15 cm lang, wobei zwei Drittel der Gesamtlänge auf den Zahnteil und ein Drittel ungefähr auf den Schildteil fallen. Der letztere ist zumeist zart ornamentiert. Einer besonderen Abart von Kämmen bedienen sich die Telei (Fig.45). Dazu werden ungefähr 30 cm lange Bambusstücke von etwa 2 cm Durchmesser genommen, 10 cm der ganzen Länge werden zu 3-6 Zähnen gespalten. Sodann folgt ein Stück von etwa 10 cm, das durch Ausschneiden hergestellt wird, wobei einzig und allein ein- oder zweiseitige Rindenstreifen stehen bleiben. Diese werden umgebogen und mit Rotang umflochten. Den Rest des Stückes, der annähernd im rechten Winkel zu dem zahntragenden Teil steht, krönt eine kleine wohlausgeschnittene Figur oder auch nur ein Kopf. In den Kopf wird als Abschluß ein Federschmuck hineingesteckt. Bei einer einfacheren Ausführung der eben beschriebenen Kämmen kann die Knickung auch durch einen geraden Verlauf ersetzt werden. Diese Kämmen werden nur von Männern getragen und stecken fast immer im Haare. Der Kamm spielt eine große Rolle auf der ganzen Insel und wird fast jede müßige Minute zum Zerzupfen der Haare verwendet.

Federbüsche (Fig.46) und einzelne Federn im Haar sind nur bei Tanzfestlichkeiten gebräuchlich.

Tanzschilder (*Koka*) (Fig.47) kommen ausschließlich bei den Telei vor. Ihre Form läßt sich vielleicht auf den australischen Bumerang zurückführen. An Tanzschildern ist das Mittelstück meist durchbrochen, um es fester in der Hand halten zu können. Die seitlichen Teile sind sehr verbreitert und reich mit Kerbschnitzerei verziert. In seltenen Fällen wird nur ein Flügel benützt, was vielleicht darauf zurückzuführen ist, daß bei der Fabrikation der ganze Schild auseinandergebrochen ist. Die Ornamente werden durch Farbe rot, schwarz und weiß besonders hervorgehoben. In die zumeist leere Mitte zwischen den beiden seitlichen Flügeln findet man hier und da auch eine menschliche Figur hineingepaßt. Fast stets ist die Mitte der Flügel durch ein sternartiges Ornament ausgezeichnet, um das sich weitere Ornamentierungen gruppieren.

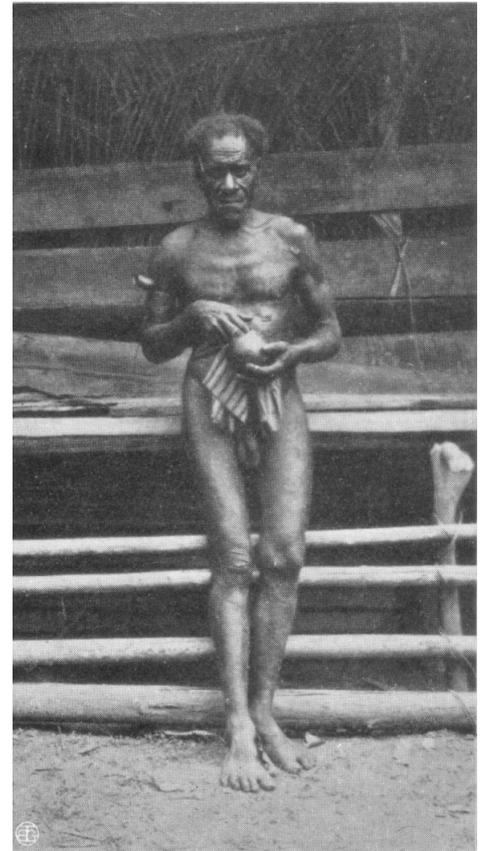


Fig. 43.

Bukamann. Betel kauend.

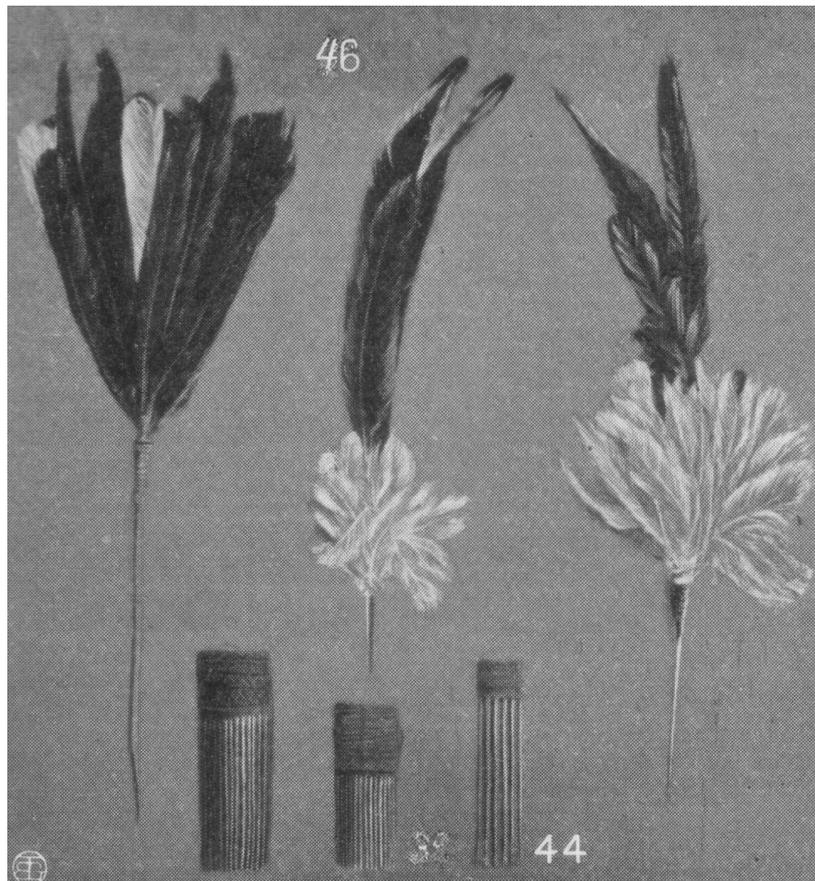


Fig. 44. Kämmе aus Bambus der Nasioi.
Fig. 46. Federschmuck der Nasioi.

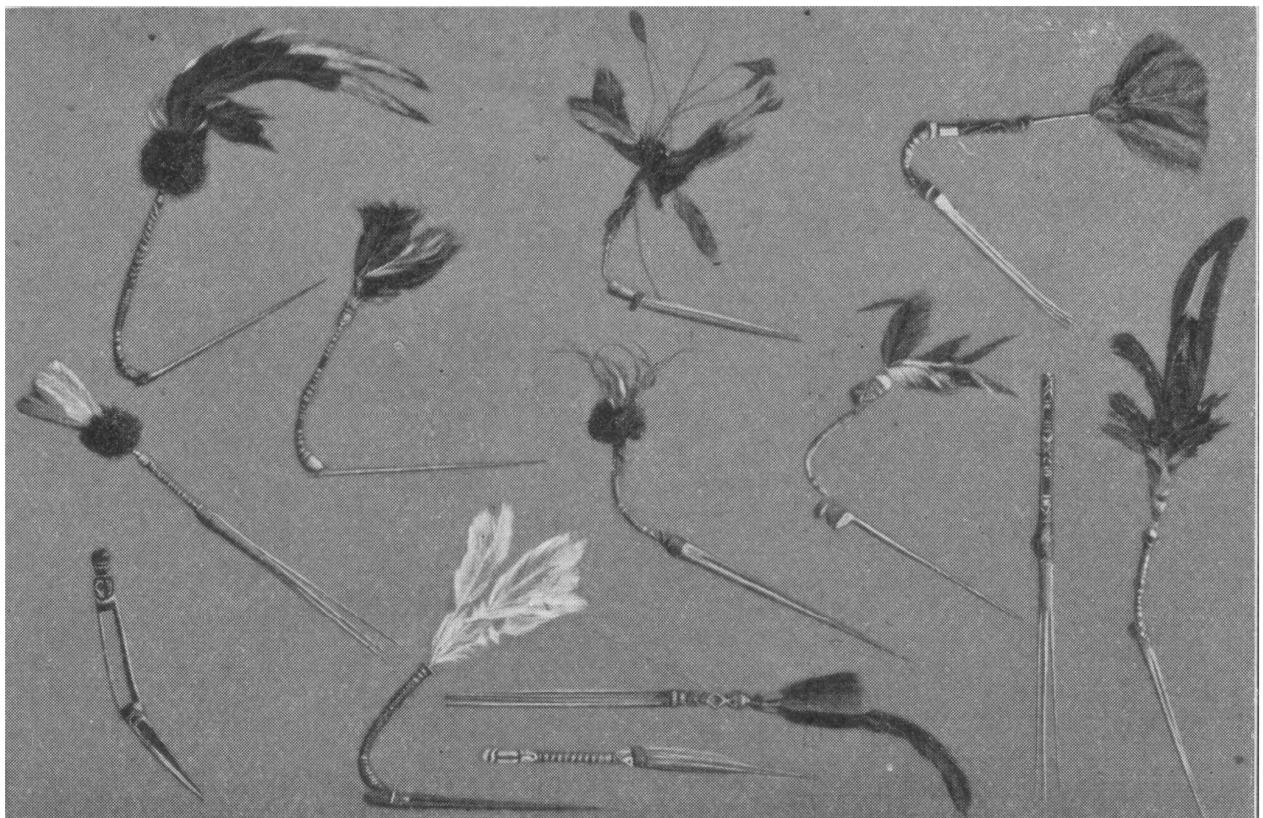


Fig. 45. Haarkämme der Telei.

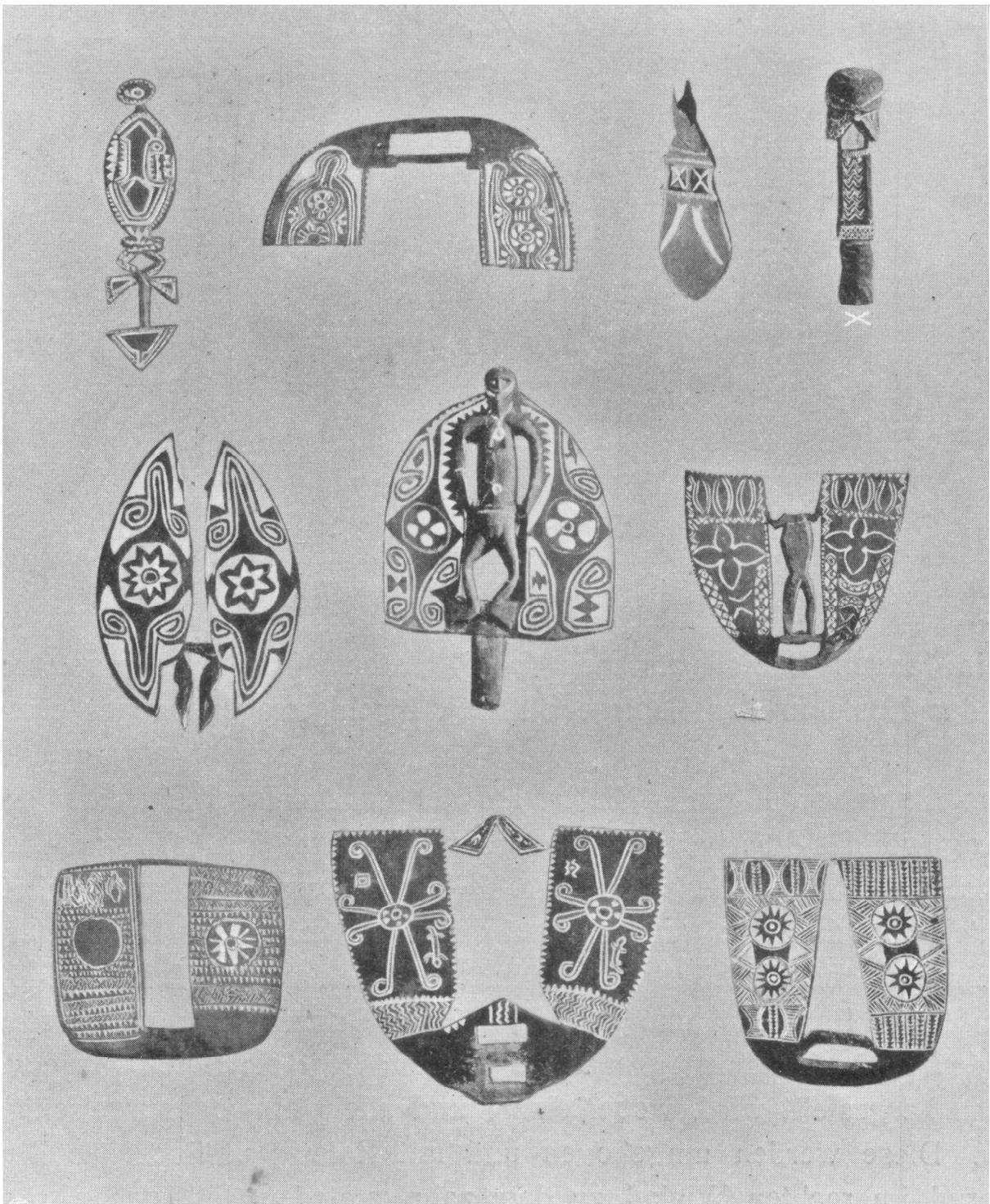


Fig. 47. Tanzschilder der Telei. (In der Ecke oben rechts (x) ist ein Hauspfosten.)

Als reine Schmuckgegenstände müssen die aus der Tridakna-Muschel geschnitzten Nasenstifte, Muschelscheiben, Brustschmuck und die Armringe angesprochen werden. Alle Schmuckstücke werden fast ausnahmslos von Männern getragen.

Die Nasenstifte (*Nabui*) (Fig. 48) werden durch die durchbohrte Nasenscheidewand getragen. Es sind dies aus Tridakna hergestellte, glatt polierte, an beiden Enden zugespitzte Stäbchen von ungefähr $\frac{1}{2}$ cm Durchmesser und 5-15 cm Länge. Die Herstellung dieses Stiftes ist eine langwierige Prozedur, besonders der längeren Formen. Deshalb findet man schöne Exemplare nur bei angesehenen Eingeborenen, minder hochstehende begnügen sich auch mit einem Stück Holz u. dgl.

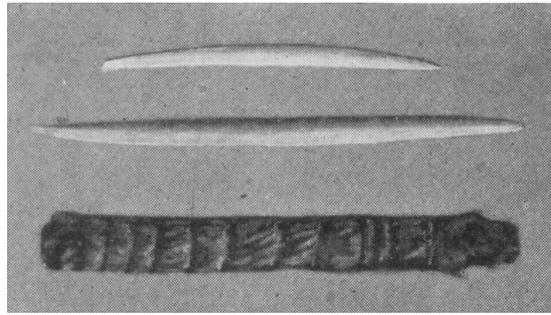
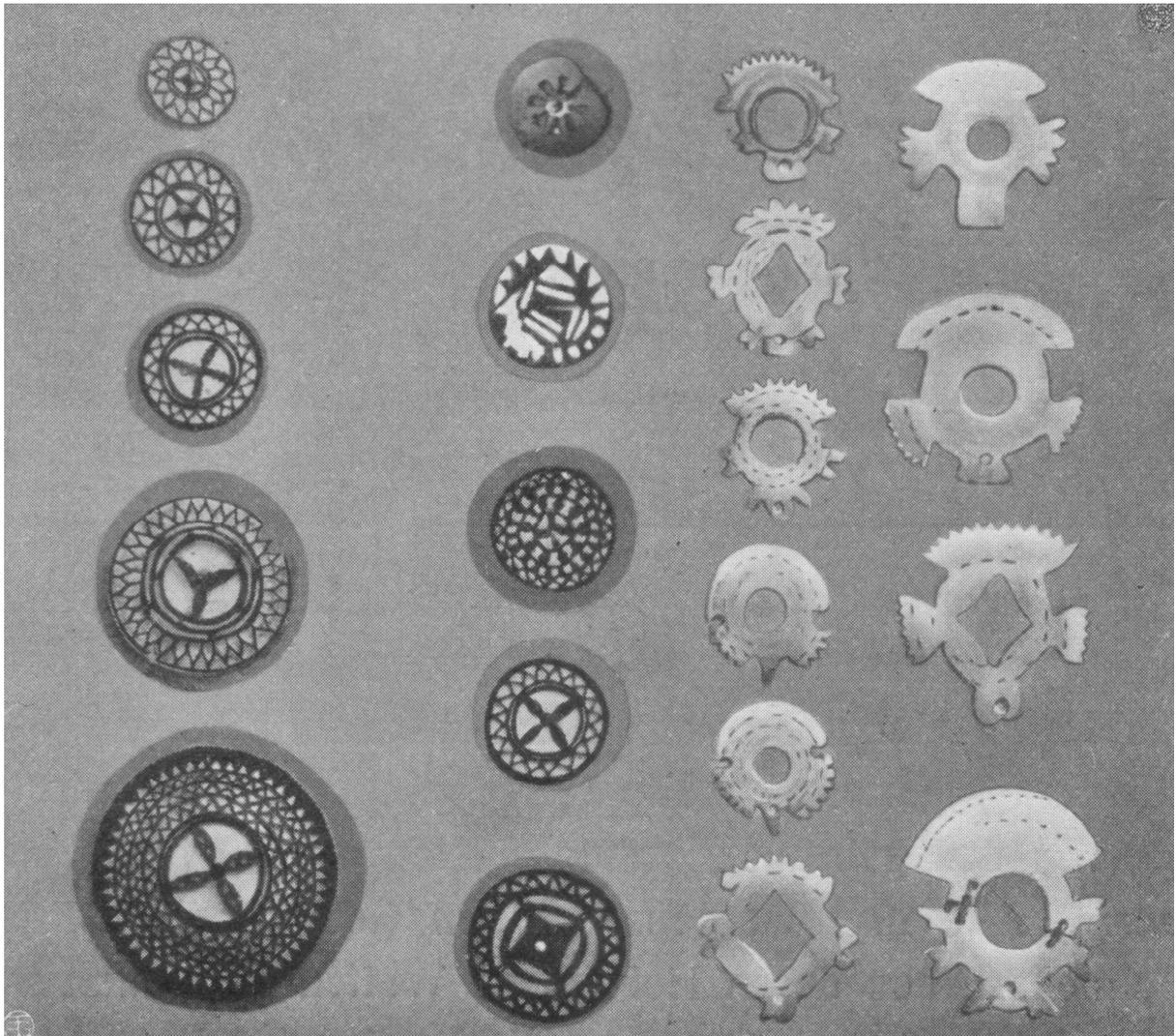


Fig. 48. Nasenstifte.



Numa-Numa und Nasioi.

Telei.

Fig. 49. Brustschmuck.

Als Brustschmuck dienen die etwa 2-3 mm dicken, kreisförmig zugeschnittenen Scheiben der Tridakna-Muschel. Der Durchmesser dieser Scheiben schwankt von 2-8 cm. Auf dieselben aufgelegt wird eine papierdünne Schildpattscheibe (*Kurei*), welche letztere verschiedentliche Ornamentierungen durch Ausschneiden mit einem spitzen Instrument aufweist. Dieser Schmuck (*Kabukabu*) wird von den Nasioi und Numa Numa getragen (Fig. 49). Bei den Telei ist eine andere Art von Brustschmuck im Gebrauche, der zwar ebenfalls aus der Tridakna geschnitzt wird, aber nur aus diesem Material allein besteht. Die verschiedensten Formen zeigen die Abbildungen. Der Schmuck wird an einer

Halskette getragen. Er ist zu diesem Zwecke in der Mitte der Scheibe, wo dieselbe durchlöchert ist, befestigt. Die Kette besteht ausschließlich aus einer Reihe ganz kleiner Muschelscheibchen. Auch Halsketten aus Trochlusringen (Fig. 50) kommen vor.

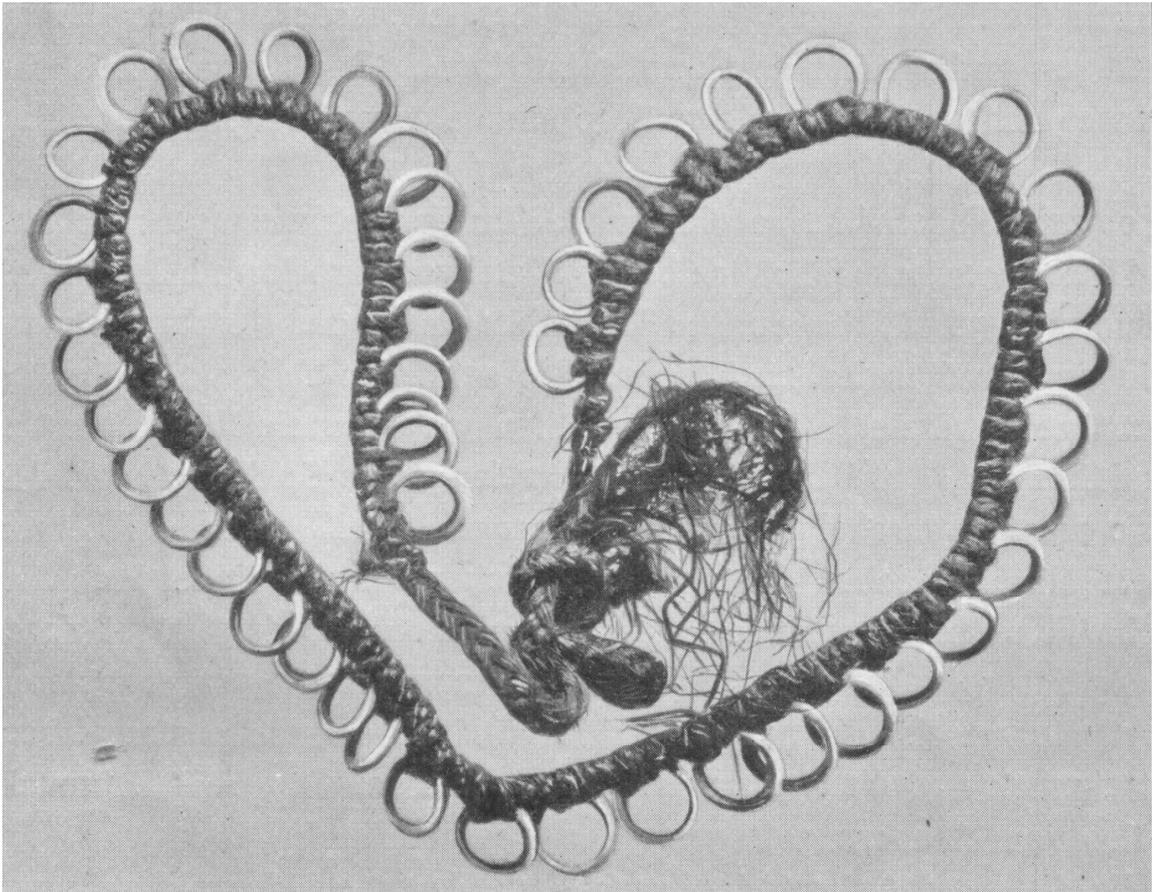


Fig. 50. Halskette.

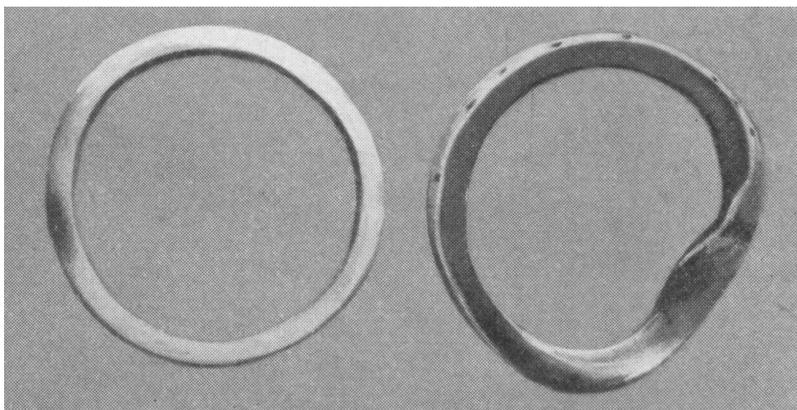


Fig. 51. Armringe.

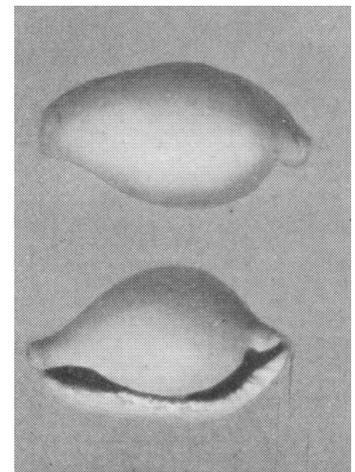


Fig. 52. Ovula Ovum.

Die Armringe (Fig. 51) sind auch aus Tridakna oder aus Trochus Nilotikus geschnitten. Dieselben besitzen wohl durch die große Mühe, die ihre Herstellung erfordert, einen verhältnismäßig sehr hohen Wert. Sie werden zumeist von den englischen Inseln bezogen.

Die Teleimänner tragen auf ihrer Stirne noch eine oder zwei Muscheln (*Ovula Ovum*) (Fig. 52). Dieselben sind befestigt durch ein Band, zu welchem Zwecke die Muschel an einer Stelle durchlöchert ist.

Gelegentlich trifft man auch verschiedene Muscheln, die an zierlichen Perlketten hängen, zu einem Bündel zusammengebunden, was als Tanzschmuck getragen wird. Durch das Zusammenschlagen der einzelnen Muscheln ergibt sich ein glockenartiger Ton.

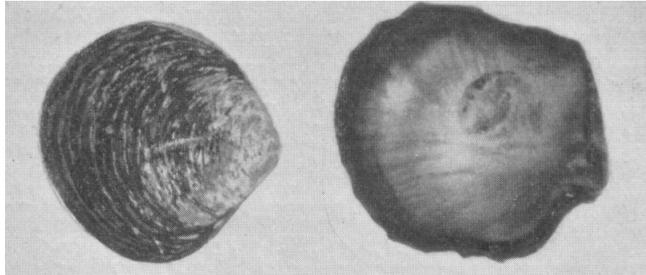


Fig. 53. Muschel als Messer gebraucht.

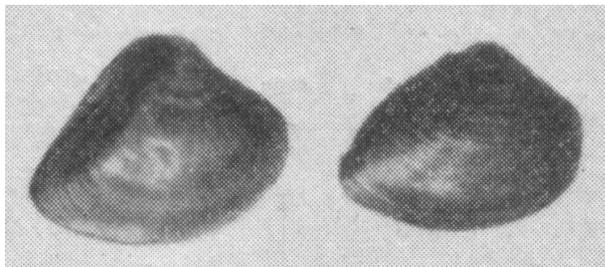


Fig. 55. Muscheln zum Rasieren.

Die Muschel ist das ursprüngliche Messer der Eingeborenen (Fig. 53). Auch heute noch werden zum Putzen und Schneiden der Taro scharfkantig gemachte Perlmuttermuschelschalen (*Kanu*) benützt. Bei den Telei ist heute noch zum Ausschaben der Kokosnüsse ein gespaltener Schweineknochen (Fig. 54) ganz allgemein im Gebrauch. Selbst zum Rasieren, worauf hierzulande sehr viel Gewicht gelegt wird, benützt man Muscheln (*Tango*) (Fig. 55), wenn man es nicht vorzieht, durch Zusammenklappen zweier kleiner Muscheln, die man in einer Hand hält, die einzelnen Härchen zu erfassen und gleich ganz auszureißen. Auf die Bedeutung des Muschelgeldes komme ich später noch zu sprechen.

Aus Ton werden Töpfe und Tabakpfeifen gefertigt. Das jetzt allgemein bei Kind, Mann und Frau übliche Rauchen ist eine verhältnismäßig noch nicht sehr alte Sitte. Die Tabakskultur ist heute allerdings schon über die ganze Insel verbreitet. Man unterscheidet drei nach Geschmack und Güte ganz verschiedene Tabaksorten. Außerdem läßt auch die Verpackung die Provenienz erkennen. Die Telei machen Zöpfe, die Nasioi drehen ihren Tabak wurstförmig zusammen, und die Buka beschränken sich darauf, die einzelnen getrockneten Blätter lose an einem Faden zusammenzureihen. Der wohlschmeckendste Tabak kommt bei den Telei vor (Fig. 56).

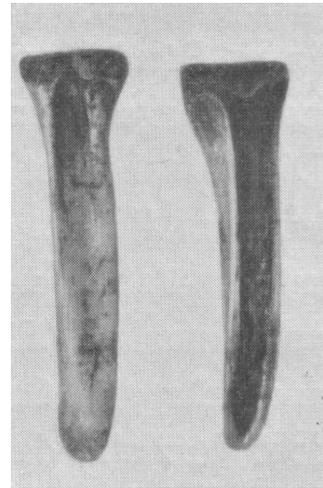


Fig. 54. Schweineknochen bei den Telei als Messer gebraucht.

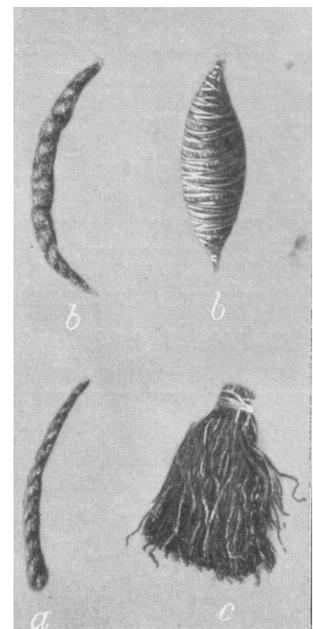


Fig. 56. Tabak.
a) Telei, b) Nasioi, c) Buka.

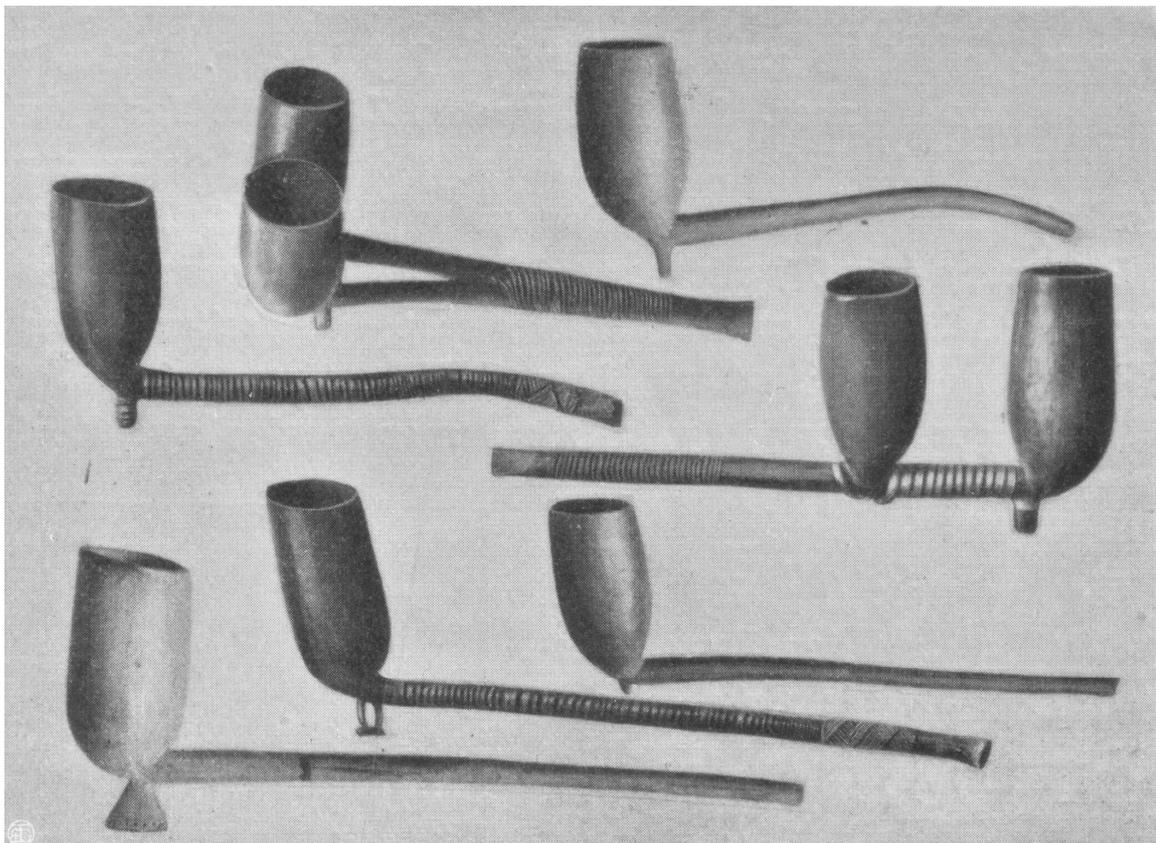
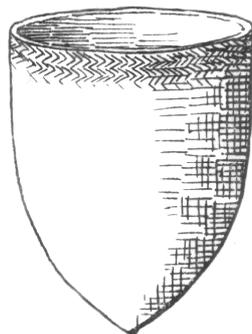


Fig. 57. Tabakspfeifen.

Die Pfeifen (Fig. 57) zeichnen sich durch ihren langen dünnen Stiel aus. Derselbe kann bis 20 cm lang bei nur $\frac{1}{2}$ cm Durchmesser sein. Nicht selten ist der Stiel mit Rotang umflochten. Als Pfeifenfabrikanten sind vor allem die Numa,-Numa bekannt. Der Pfeifenkopf kann dort oft nicht groß genug gemacht werden, oder es werden zwei Köpfe, die entweder neben- oder hintereinander stehen, mit einem Stiel kombiniert.



Buka.



Alu.

Fig. 58. Kochtöpfe.

Die Kochtöpfe (Fig. 58) werden ausschließlich von den Frauen hergestellt (Fig. 59). In Buka ist eine spitze konische Form üblich, deren oberster Rand sehr oft mannigfache Verzierungen aufweisen kann. In Bougainville sind die Frauen der Alu die Töpfer. Die Form dieser Töpfe ist rund, mit einem seitlich ein wenig ausgebogenen Rand. Die Größe der Töpfe ist sehr verschieden. Ich habe kleinere von 15 cm Öffnungsdurchmesser bis zu großen Formen mit einer Öffnung von ungefähr $\frac{1}{2}$ m gesehen. Die Nasioi unterscheiden drei Formen: die große nennen sie *Aroa*, die mittlere *Kodeu*, die kleine form *Kakazi*. Topf im allgemeinen heißt *Otau*. Die Herstellung geschieht durch Aufeinanderlegen von

Lehmwülsten, die dann durch fortwährendes Klopfen innen und außen entweder mit der Hand oder mit einem Stück Holz auf diese Art fest zusammengefügt und geglättet werden. Die fertig gebrannten Töpfe sind ein sehr gesuchter Handelsartikel.



Fig. 59. Frauen mit der Herstellung von Kochtöpfen beschäftigt.

Zu den gebräuchlichsten **Waffen** gehören der Speer (*danko*), Bogen (*mpa*) und Pfeil (*tumpari*). Alle drei werden von den Gebirgsstämmen angefertigt. Vielleicht deshalb, weil die Palmenart, aus deren Holz diese Waffen geschnitzt werden, nur hoch im Gebirge anzutreffen ist. Durch Tausch kommen die Waffen in den Besitz der Küstenvölker, sowie überhaupt in Umlauf, so daß man in einem Ort oft die Waffen der verschiedensten Stämme zu sehen bekommt, was leicht zu Verwechslungen führen kann. - Um die Herkunft von Speeren und Pfeilen stets sicher bestimmen zu können, müssen wir neben der Spitze noch den verschiedenartigsten Ornamenten, die am Schaft eingraviert sind, was speziell für die Pfeile zu sagen ist und worauf ich noch zurückkommen werde, unser ganz besonderes Augenmerk zuwenden.

Die Spitzen der Pfeile bestehen aus Palmenholz, die Schäfte aus Bambus (Fig. 60). Die Spitzen sind in den Schaft eingesteckt. Dieselben sind etwa 30-40 cm lang, auf beiden Seiten zugespitzt, und die in den Schaft eingesetzte Spitze etwa 5 cm lang. Um an der Einstecköffnung eine Zersplitterung des Rohres zu verhindern, wird dasselbe an dieser Stelle mit Bastfasern streng umwickelt. In eben derselben Weise und zu demselben Zwecke wird die endständige Kerbe des Pfeiles, die zur Aufnahme der Sehne des Bogens dient, fest mit Bast umflochten. Zur stärkeren Verbindung zwischen Schaft und Einsteckspitze wird auch noch an der Verbindungsstelle durch Harz ein festerer Verschluß herbeigeführt. Die Länge des ganzen Pfeiles schwankt von 1 m bis 1.50 m.

Ungefähr 1.20 m ist die übliche Länge. 1 cm ist die gewöhnliche Stärke des Rohres. Die Spitzen sind entweder glatt oder verziert. Der Querschnitt derselben ist ein runder. Dann ist ihre Form konisch und verjüngt sich gegen die Schußspitze zu. In seltenen Fällen ist die glatte Spitze in der Mitte knopfartig verdickt. Dieser verdickte Teil der Spitze, in der Länge von nur einigen Zentimetern, hat einen annähernd quadratischen Querschnitt. Pfeile mit glatter, unverzierter Spitze sind die häufigsten und allgemein verbreitet. Bei Pfeilen mit Widerhaken unterscheidet man zwischen solchen, deren Widerhaken aus dem Holze selbst herausgearbeitet sind und solchen, deren Widerhaken sekundär durch Befestigung mit dem Harze der Nuß *Parinarium laurinum* und einer nachträglich vollständigen Umwicklung mit Bast an der Spitze angebracht werden. Zu Widerhaken werden Gräten, zugespitzte Fledermausknochen, Holz, Dornen u. dgl. benützt. Man unterscheidet bei den Pfeilspitzen, deren Widerhaken direkt aus dem Holze gearbeitet sind, zwischen herzförmigen Widerhaken, welche nur an dem Ende der Spitze sitzen (Numa-Numa), und solchen mit dachziegelartig übereinander gelagerten Widerhaken und deren Varianten (Buka). Der herzförmige Widerhaken der Numa-Numa-Pfeile kommt zumeist nur in einem Widerhaken, der sehr breit ist, seltener in zwei, die übereinander sitzen, vor. Variationen dieser herzförmigen Haken, wie sie in verkleinerter und stilisierter Form, in gerader oder schiefer, fortlaufender oder unterbrochener Reihenfolge auf den Pfeilspitzen zu sehen sind, illustrieren meine Abbildungen am besten. Bei der Numa-Numa-Form konnte ich nur ein einziges Mal an dem, dem Schafte zugekehrten Ende der Spitze eine Verzierung mit Bemalung mit weißer Farbe beobachten. Den Bukatyp hingegen kennzeichnet geradezu die Bemalung der Widerhaken mit roter, schwarzer oder weißer Farbe. Ebenso ist der Abschluß gegen den Schaft zumeist noch besonders ornamentiert. Die Pfeilspitzen der Nasioi sind durch die angeklebten Widerhaken ausgezeichnet. Die Anordnung der Widerhaken selbst ist sehr verschieden. Zwei, drei oder auch vier Widerhaken, entweder gegenüber oder sonst in irgendeiner quirlförmigen Anordnung, gruppieren sich rings um die Spitze. Die Spitze weist auch stets reichliche Bemalung in rot und weiß auf. Eine besondere Variante der Nasioipfeile sind die gefensternten Typen. Derartige Fensterungen kommen bei den anderen Pfeiltypen gelegentlich auch vor, doch sind sie da bei weitem seltener und nicht in dieser Ausdehnung von bis etwa 15 cm Länge und 2 cm Breite anzutreffen. Pfeile mit mehreren Zinken, meist mit vier, die aus Holz bestehen, benützen die Numa-Numa zum Fischfang. Pfeile, wo an Stelle der Spitze ein Knochen befestigt ist, benützen ebenfalls die Nunia-Numa zum Vogelschießen; der Pfeil soll durch das Anprallen des Knochens gegen das Brustbein des Vogels tödlich wirken.

Das Pfeilmaterial, mit dem die jungen Knaben ihre Schießübungen beginnen, sind zumeist zugespitzte Blattrippen der Kokospalmen.

Eine besondere Aufmerksamkeit muß man den Verzierungen des Schaftes zuwenden (Fig.61). Derselbe ist in den seltensten Fällen unverziert, zumeist nur bei denjenigen Pfeilen, deren Spitzen die glatte, am Ende einfach zugespitzte Form aufweisen. Demnach sind die meisten verziert. Dort, wo die Verzierung noch sehr primitive Ornamente zeigt, ist dieselbe zumeist auf das, der Kerbe zugewendete Endteil des Pfeiles beschränkt. Je komplizierter die Ornamentik wird, desto mehr Knotenabschnitte umgreift sie. Die Verzierung selbst ist immer unmittelbar an den Knoten gebunden, in ihrer reichsten Art können sechs Knotenabschnitte verziert sein. Die letzten zwei sind fast niemals verziert. Die einzelnen Knoten liegen etwa 10 cm auseinander.

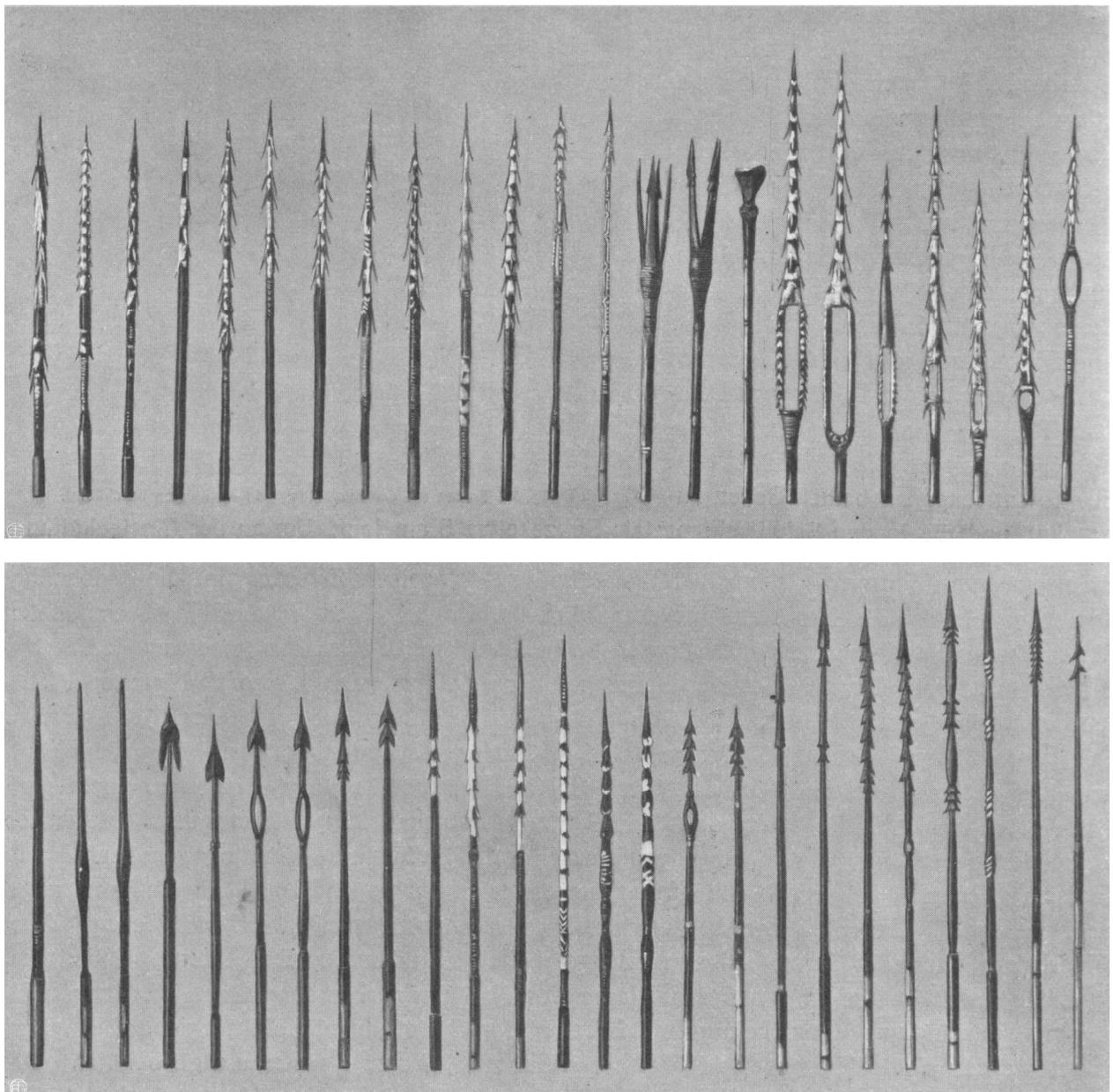


Fig. 60. Pfeilspitzen.

Die Verzierung ist 2-3 cm lang. Die Ornamentierung wird von dem Künstler mit einer geschärften Muschelspitze oder einem Bambussplitter, heute mit dem europäischen Messer in die Bambusrinde in feinen, nur ganz oberflächlichen Figuren eingeritzt. Diese Einkerbungen werden nachher der größeren Deutlichkeit wegen durch Einreiben mit einer schwarzen Farbe von ihrer Unterlage besser hervorgehoben. Die Deutung dieser verschiedenen Muster ist jedenfalls schwierig. Parkinson (30 Jahre in der Südsee, S. 506) schreibt darüber, daß die eingeritzte Zeichnung „kein einfaches Ornament, sondern eine Art von Handelsmarke“ ist, womit der betreffende Fabrikant seine Ware bezeichnen will. Es trifft gewiß zu, daß ebenso wie nach der verschiedenartigen Ausführung der Spitze auch nach der jeweiligen Ornamentik die Provenienz der Pfeile unzweifelhaft festgestellt werden kann. Doch selbst wenn die Bedeutung der Ornamente nur eine Fabrikmarke des Herstellers zum Ausdruck bringen soll, so kann doch nicht angenommen werden, daß die Arbeiten planlos und ohne tieferen Sinn hergestellt wurden. Frägt man die Eingeborenen selbst darnach, so erhält man darüber stets ausweichende oder ungenügende Auskünfte. Die Nasioi bezeichnen diese Erkennungszeichen als *Dari*. Meiner Ansicht nach sind drei

Grundmotive immer wiederkehrend: 1. Das Blattornament, 2. Fühler von Käfern, 3. Hütten (Fig. 62). Diese drei Grundornamente werden in der verschiedensten Weise stilisiert und variiert.

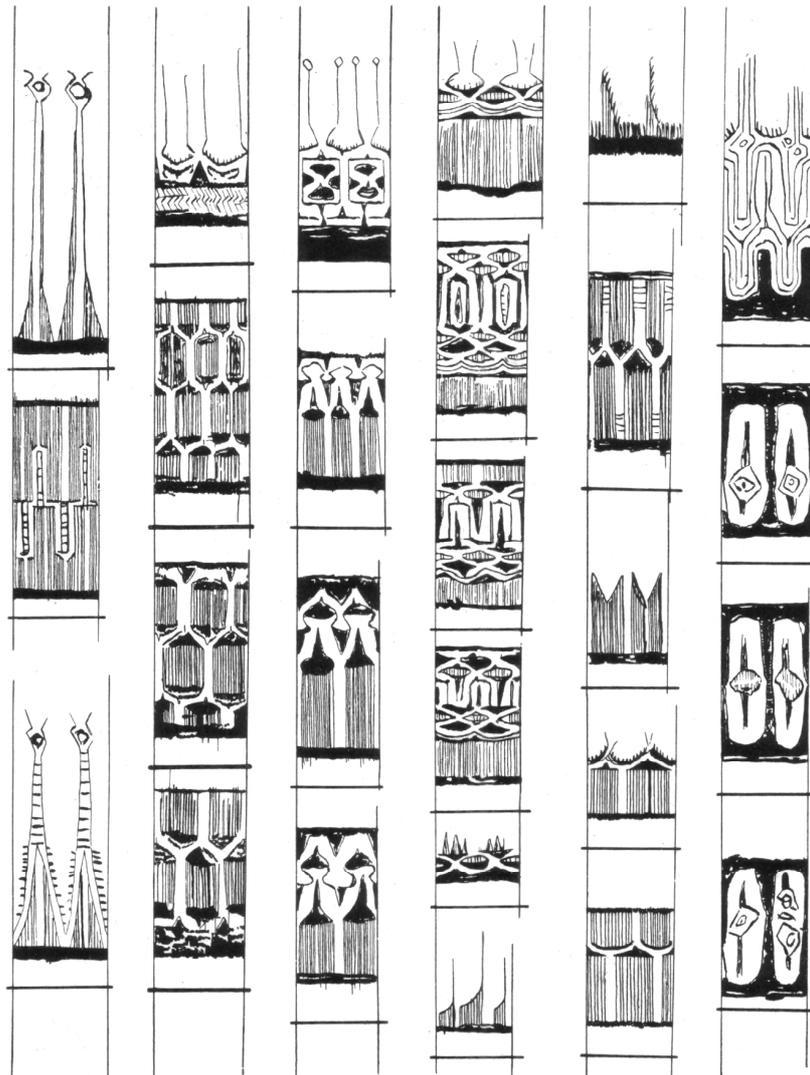


Fig. 61. Pfeilschaftverzierungen.

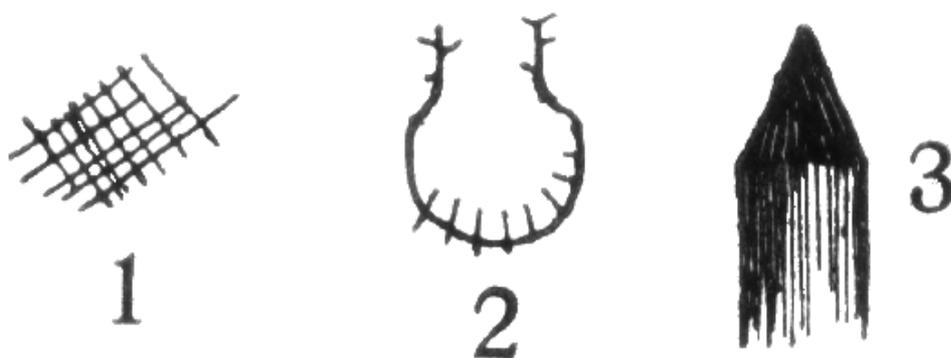


Fig. 62

Der Bogen (*mpa*) ist ebenfalls aus Palmenholz. Er ist ungefähr 2 m lang, in der Mitte an seiner breitesten Stelle etwa 3-4 cm breit und 1 cm stark, von flach konvexem Querschnitt. Die aus Pflanzenfasern zusammengedrehte Sehne (*mera*) ist zumeist mit dem aus der Kokosnuß gepreßten Öle eingefettet. Die verknotete Befestigung der Sehne

am Bogen ist öfter an dem einen Ende durch Verschmierung mit der Parinarium laurinum unveränderlich fixiert, während das andere Ende nur leicht verknotet ist, um eine eventuelle Nachspannung der Sehne zu erlauben.

Die Bögen, welche die Knaben, um sich erst im Schießen zu üben, benützen, sind viel schwächer und ungefähr nur 1 m lang.

Der Armschutz, welcher die Pulsgegend gegen das zu starke Anprallen der Sehne beim Zurückschnellen zu schützen hat, wird aus der Rinde der Liane gefertigt. Diese Rinde ist spiralg gedreht, in etwa zehn Windungen, wodurch eine größere Stelle des Vorderarmes, oft bis zum Ellbogengelenk, geschützt werden kann (Fig. 63).

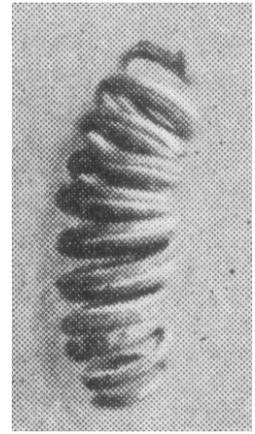
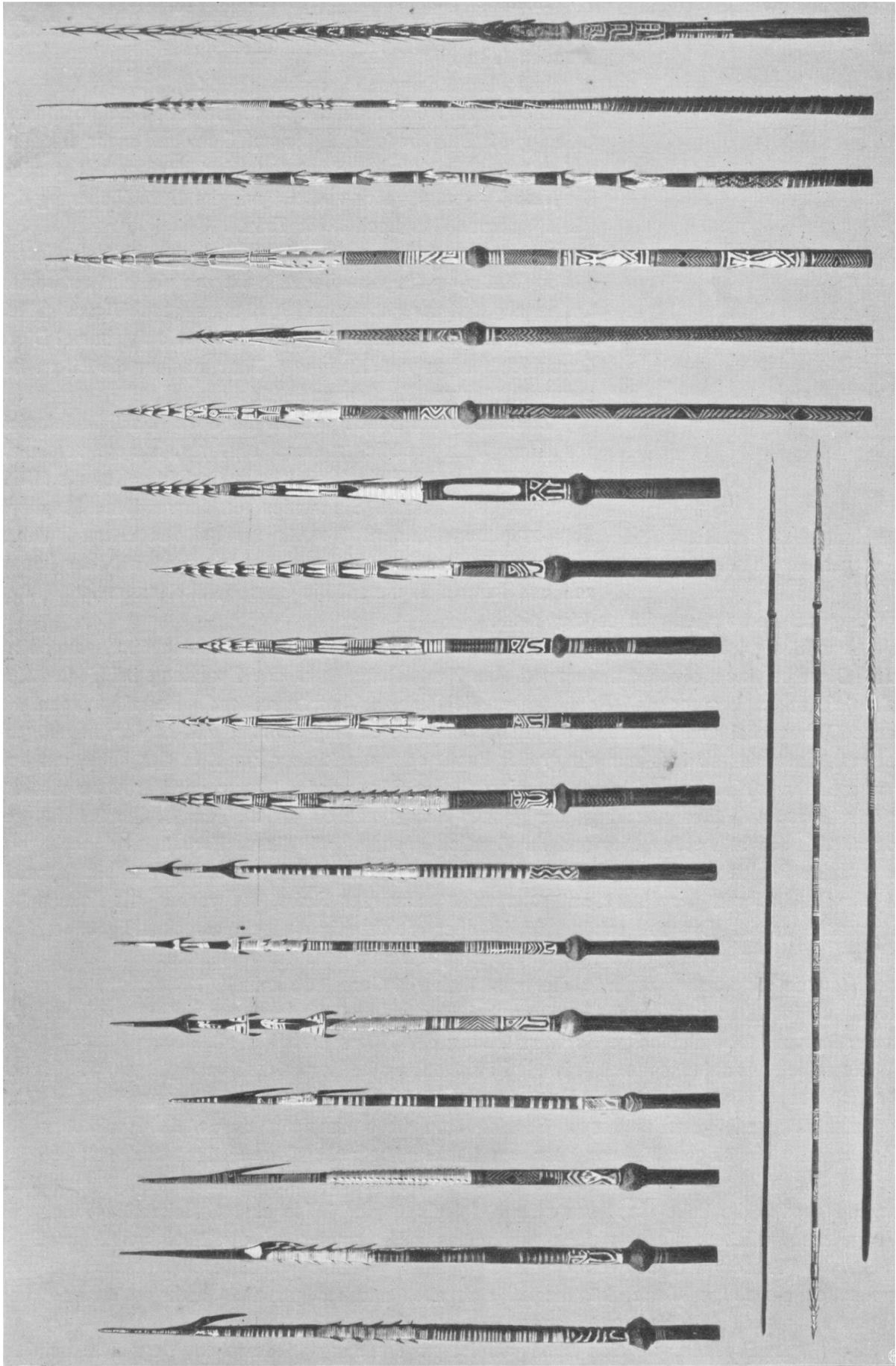


Fig. 63. Armschutz.

Von Speeren kommen hauptsächlich die Nasioi-Typen, deren Fabrikanten die Kongara im Gebirge sind, in Betracht. Die Länge der Speere schwankt zwischen 3 m und 3,50 m. Ihr größter Durchmesser ist 3 – 4 cm. Derselbe verjüngt sich nach dem der Flugrichtung abgekehrten Ende bis auf $\frac{1}{2}$ cm. Auf die Spitze entfallen etwa 50 – 70 cm. Die Spitze ist bei den Speeren nicht eingesetzt, sondern wird aus dem ganzen Speerholz herausgeschnitzt. Sie ist niemals glatt, sondern stets verziert. Die Nasioi-Speere, deren ich eine Serie abgebildet habe (Fig. 64), sind durchweg mit zumeist aus Fledermausknochen oder Schildpatt hergestellten Widerhaken versehen. Die ersteren sind lang und dünn. Sie umgeben in quirlförmiger Anordnung die Speerspitze. Wenn die Widerhaken aus Schildpatt hergestellt sind, stehen sich entweder bloß je zwei Widerhaken seitlich in einer oder zwei Reihen übereinander in breiter, herzförmiger Form an der Spitze des Speeres gegenüber, oder es können auch nur ein oder zwei, aber sehr lange Schildpatthaken, in einem größeren Abstand voneinander entfernt, vorkommen.

Die Spitze dieser Nasioi-Speere möchte ich noch etwas näher beschreiben. Die, die Widerhaken tragende, oberste Spitze ist etwa 30 cm lang. Hierauf folgt ein mit Rotang umflochtener, ungefähr 10 cm langer Abschnitt, *Oritai*. Diesem folgt ein geschnitzter Abschnitt, der niemals fehlt. Die Schnitzerei stellt stets eine kleine Figur, entweder deutlich oder sehr stilisiert dargestellt, vor. Diese Figur soll ein Geist sein. Die Länge dieses Abschnittes überschreitet 10 cm wohl niemals. Die Schnitzerei wird durch schwarze und weiße Farbe besonders markant hervorgehoben. F. v. Luschan (Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete, 1897) beschreibt diese Figuren auf Seite 82 und bringt auch in der 38. Tafel dieser Abhandlung Abrollungen derselben von verschiedenen Speeren. Stets folgt dieser Figur noch ein sehr starker, knopfförmiger Abschluß. In den meisten Fällen schließt sich abermals ein etwa 10 cm langer, mit Rotang umflochtener Streif (*Oritai*) an, welcher sodann als Übergang der Spitze in den Speerschaft (*Danko*) zu betrachten ist.

Mehrzinkige Speere habe ich niemals gesehen. Auf drei, nicht als Waffe, sondern ausschließlich bei Tanzfestlichkeiten benutzte Speere, welche nur etwa 2 m lang sind, muß noch besonders hingewiesen werden. Der Schaft derselben ist gegen das Ende zu verdickt. Bei zwei dieser Speere sind die Widerhaken direkt aus dem Holze herausgeschnitzt und stehen dachziegelartig übereinander, ebenso wie die bei den Bukapfeilen beschriebenen Formen. Der dritte, der am Übergange der Spitze in den Schaft eine Ornamentierung aufweist und dessen Widerhaken kräftige Holzdornen sind, scheint aus Nissan zu stammen.



}

Buka

{

}

Telei

{

}

Nasioi

{

Fig. 64. Speere.

Eine Serie von Speeren, deren Schaft der ganzen Länge nach mit Rotang umflochten ist, muß noch ganz speziell hervorgehoben werden. Es sind dies die sogenannten Königsspeere. Gelbe, rote und hier und da auch schwarze Rotangfasern umschlingen fest, zierliche, abwechslungsreiche Muster bildend, den ganzen Schaft. Die Telei nennen sie die *Kuku Turu-getu* (Speere alles geflochten).

In ebensolcher Weise vollständig umflochtene Bogen (*Boalla Turugetu*) und Pfeile (*Makarabi Turugetu*) werden ausschließlich von den Telei angefertigt. Diese Königswaffen, die, wie gesagt, ausschließliches Besitztum der Telei sind, werden nur in beschränkter Anzahl und nur von einzelnen Künstlern angefertigt.

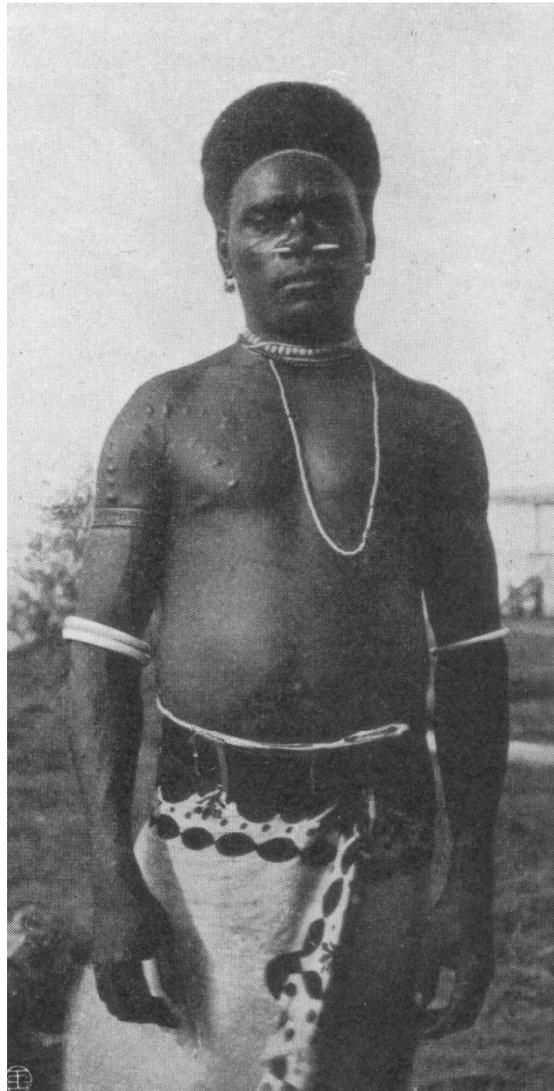


Fig. 65. Nasioimann mit Ziarnarben an Brust und Armen.

Ziarnarben. Die meist elliptischen, bohngroß hervorstehenden *Tunu*, pustelförmige Gewebsverdickungen, bedecken in regelmäßigen Figuren Brust und Rücken, und werden den heranreifenden Knaben von Männern zugefügt. Die Anfertigung derselben ist sehr schmerzhaft. Es wird ein Baststück (*Antsia*) in die Haut eingesteckt, das Loch hierauf mit dem salzigen Meereswasser gewaschen und dadurch vergrößert, sodann mit einer Kokosblattrippe ausgebrannt. Es entstehen große eitrige Wunden (*Toa*), die später in die vorher erwähnten bohnenförmigen Narbenbildungen übergehen (Fig. 65).

Die Ohren werden durchlöchert. Bei den Telei wird diese Öffnung oft sehr bedeutend, bis auf 5 cm und mehr erweitert dadurch, daß in dasselbe Bambusstreifen hineingerollt werden. Die Nasioi begnügen sich zumeist mit, der Durchlöcherung des Ohrläppchens. Das Loch heißt *Tubu*.

Das Nasenseptum wird auch durchstochen und ein Nasenpflock (*Mabui*) getragen. Derselbe ist zumeist ein, an beiden Enden zugespitztes, konisches, glattes, abgeschliffenes Stück Muschel von verschiedener Länge und wird *Keni* genannt. Diese Durchlöcherungen von Ohren und Nase machen die Eltern bei etwa zehnjährigen Knaben und Mädchen.

Ziernarben am Bauch und an der Stirn (*Dari*) finden sich vor allem beim weiblichen Geschlecht vor, letztere vereinzelt auch bei Männern. Kleine Schnitte im Gesicht sollen als Mittel gegen Kopfweh nützen. Sie werden von Verwandten mit spitzen Bambussplintern eingeritzt, wofür sie von den Eltern bewirtet werden. Die Bauch- und Brustverzierung ist oft sehr kunstvoll und kann sich bis auf die Oberschenkel erstrecken. Tätowierung mit Farbstoffen gibt es hier nicht.

Sehr häufig ist die **Bemalung**. Es scheint diese Sitte von den Aluleuten übernommen zu sein. Dieselbe findet sich besonders bei den Numa-Numa vor. Die Bemalung bei Todesfällen habe ich schon besprochen. Rote und weiße Farbe ist vorherrschend. Bemalt werden die ganze Ohrmuschel und Punkte in der Nähe der äußeren Augenwinkel und in der Jochbogengegend. Entweder sind es nur ein großer Punkt oder ein kleiner Punkt in der Mitte, um den sich mehrere kleine Punkte herumgruppieren. Die Stirn wird oft ganz mit Farbe beschmiert, in künstlerischen Fällen nur längs der ganzen Haargrenze ein zirka $\frac{1}{2}$ cm breiter Streifen gezogen. Die Haare werden hier und da förmlich gepudert mit diesen Farben, und nach vorn zu einzelne Punkte besonders stark aufgetragen. Allgemein üblich bei den Numa-Numa speziell ist ein Beschmieren der Haare mit roter oder schwarzer Farbe, die vorher mit Kokosnußöl angemacht wurde. Das soll schön sein, ist aber gleichzeitig ein sehr zweckmäßiges Vernichtungsmittel gegen die Kopfläuse, deren die Eingeborenen sehr viele besitzen.

Ntava ist eine schwarze Erde, die vermutlich viel Gerbsäure enthält. Mit derselben werden die Zähne im Alter von etwa 15 Jahren bei Knaben und Mädchen präpariert, wodurch eine dauernde und fast vollständige Schwarzfärbung der Zähne erzielt wird.

Es schien mir anfangs als ob jedwede **Höflichkeits- oder Herzlichkeitsbezeugungen**, wie Grüßen oder Küssen, vollständig fehlen. Doch bin ich auf einige Ansätze, die eventuell einen Gruß bedeuten könnten, gestoßen, so z. B. wird man beim Empfang durch ein Hochheben des Kopfes, oder ein Augenzwinkern oder ein Lächeln begrüßt. Ein einziges Mal sah ich auf meinen Touren im Innern des Landes, wie eine Frau auf einen meiner Träger freundlich lachend zueilte, die linke Hand um seinen Hals legte und beide etwa 5 Sekunden Wange an Wange stehenblieben. Es gibt einen Ausdruck für Umarmung bei den Nasioi: *bokoantsi*. Es waren das Bruder und Schwester, die sich mehrere Jahre nicht gesehen hatten. Hierauf wechselten sie einige Worte, kümmerten sich aber nachher gar nicht mehr umeinander und gingen auch ohne Abschied auseinander.

Sehr gute Freunde, die sich nach jahrelanger Trennung wiedersehen, begrüßen sich auf folgende Art: Mit dem Zeigefinger der rechten Hand wird das untere rechte Augenlid herabgezogen (*utakereantsi*). Manche Leute behaupten, dies geschehe nur zum Spott,

hingegen soll das Zungeherausstrecken (*manamberoantsi*) eine gebräuchliche Grußform darstellen.

Verblüffend mag es wirken, man hört es aber sehr oft, wenn man zum Abschied ein *naniai* (geh weg) nachgerufen bekommt. Ein ebenso höfliches *etoko* (du bleibst) wird dann zur Antwort gegeben. Das Handgeben (*batuantsi*) ist von den Europäern übernommen.

Erwachsene Leute scheinen sich niemals, wenigstens nicht öffentlich, zu küssen. Ein einziges Mal habe ich gesehen, wie ein ungefähr zehnjähriges Mädchen ihren etwa $\frac{1}{2}$ Jahre alten Bruder geküßt hat. Es wird jedenfalls das Küssen auch ausgeübt werden, nachdem es sogar ein Wort *uaantsi* dafür gibt.

Der Eingeborene bedankt sich selten. Ebenso sagt er, wenn er etwas verlangt, immer nur kurz *amewa* (gib her). Dankbarkeit ist hierzulande auch nicht allzu viel zu erwarten. Der Eingeborene schmeichelt gern.

In Ausnahmefällen, zum Zeichen seiner großen Achtung, spricht der Eingeborene vor dem Europäer oder auch vor seinem Häuptling, indem er ihm den Rücken zukehrt und zur Erde sieht. Frauen, denen man zufällig begegnet, bleiben keineswegs, wie man erwarten sollte, stehen und schauen sich den hierzulande so gut wie unbekanntem weißen Mann etwas an, sondern, wenn sie nicht direkt die Flucht ergreifen, treten sie etwas abseits aus dem Wege, wobei sie sich ebenfalls umdrehen.

Für alles, was die Telei ein- oder verkaufen, ist ein bestimmter **Geldwert** im Gebrauch, auf den ich auch noch kurz eingehen möchte. Vorausschicken muß ich, daß auch wirkliches Geld im Gebrauch ist, das Muschelgeld (*makutu*). Man unterscheidet zwischen *Onu*, bei den Alu *Mimisi* genannt, welches sehr wertvoll ist und nur ungern aus der Hand gegeben wird, oft sieht man es auch als Schmuck um Hals und Brust getragen, und dem weniger wertvollen *Abuta* (Fig. 66). Auch Armringe (*Gorau*), die von Choiseul, einer der englischen Salomo-Inseln, stammen, dienen als Wertmesser. Diese Armringe sind bekanntlich aus der Tridakna-Muschel geschnitzt. Auch alle anderen Gegenstände, auf die man trifft, besitzen selbstverständlich einen gewissen Tauschwert. Von Interesse ist nun die Einteilung beider vorhergenannten Muschelgeldwertmesser, *Onu* und *Abuta*, nach ganz genauen Maßen, welche an bestimmten Abschnitten, an der Länge des Armes, festgelegt sind. Es ist dies ein unzweifelhaft praktischer Wertmesser, den man stets bei sich hat; auch unsere europäischen Maße sind vielfach aus den gleichen primitiven Erwägungen heraus entstanden. Alles, was man nun kauft, sei es ein Topf, sei es ein Lendentuch, kurz, für alles ist die Länge des zu bezahlenden Muschelgeldes festgelegt, und ohne wesentliche Unterhandlungen wickeln sich die Geschäfte der Eingeborenen auf Grund der festgelegten Maßverhältnisse ab.

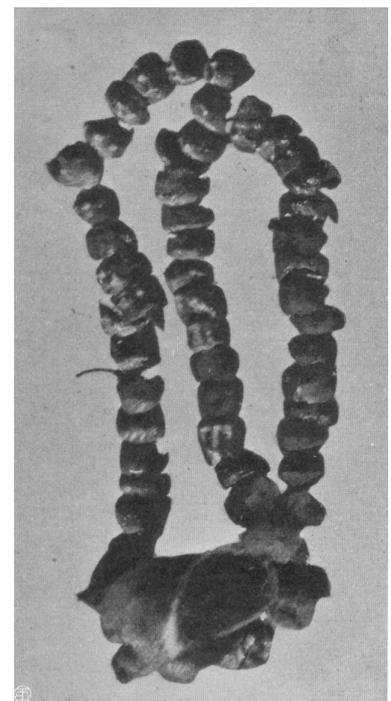


Fig. 66.
Muschelgeld (*Abuta*).

Eine Tabelle wird diese Verhältnisse besser illustrieren. Dieselbe habe ich in Buin zusammengestellt.

Bezeichnung	Länge des zu zahlenden Muschelgeldes	Wert in Stangen Tabak
<i>Nkaronke</i>	Mittelfingerlänge	$\frac{1}{4}$
<i>Ubokoko</i>	von der Spitze des Mittelfingers bis Handtellermitte	$\frac{1}{2}$
<i>Akubirikanu</i>	Processus styloideus	1
<i>Kameidebum</i>	Mitte des Vorderarms	$1\frac{1}{4}$
<i>Ungutoia</i>	Armbeuge	$1\frac{1}{2}$
<i>Toboku</i>	1. Drittel des Oberarms	2
<i>Tsibatarigo</i>	Mitte des Biceps	3
<i>Ugurato</i>	Achselhöhle	$3\frac{1}{2}$
<i>Magunei</i>	Acromion	4
<i>Kuimora</i>	Mitte der Clavicula	$4\frac{1}{2}$
<i>Tutsinobio</i>	Mitte des Sternum ¹	5
<i>Tutsikoratsi</i>	Mitte der Clavicula	$5\frac{1}{2}$
<i>Baratatsi</i>	Acromion	6
<i>Mugagiemuto</i>	Achselhöhle	$6\frac{1}{2}$
<i>Luritatsi</i>	Mitte des Biceps	7
<i>Tobokucibo</i>	1. Drittel des Oberarms	8
<i>Ongotoia (Toina)</i>	Armbeuge	$8\frac{1}{2}$
<i>Notoma</i>	Mitte des Vorderarms	$8\frac{3}{4}$
<i>Akubirituona</i>	Processus styloideus	9
<i>Kakatakitali</i>	Handtellermitte	$9\frac{1}{2}$
<i>Babature</i>	distales Ende der 3. Phalange	$9\frac{3}{4}$
<i>Lagarobi</i>	Spitze des Mittelfingers	10

¹ Nun werden zu den Maßen des wagrecht ausgestreckten Armes der einen Körperhälfte die entsprechend fortlaufenden an der anderen Körperhälfte weiter hinzugezählt.

Das größte Maß ist nach dieser Tabelle das *Lagarobi*, ein Klafter, das bei ausgestreckten Armen von der Spitze des Mittelfingers der rechten bis zu jener der linken Hand gerechnet wird. Selbstverständlich kann die Klafteranzahl eine beliebige sein, ein Klafter entspricht ungefähr einer Mark Geldwert. Die verschiedene Anzahl von Klafterlängen wird auch mit verschiedenen Worten ausgedrückt. Ich führe die Bezeichnungen von einer bis zehn Klafterlängen in einer tabellarischen Übersicht an:

Klafter	Bezeichnung in Muschelgeld						
1	<i>lagarobi</i>	4	<i>korimakui</i>	7	<i>abunatoi</i>	9	<i>kamburoi</i>
2	<i>kebitone</i>	5	<i>ubumakui</i>	8	<i>kebitonotoi</i>	10	<i>kiburoi</i>
3	<i>abuna</i>	6	<i>tukimakui</i>				

Bei weiteren Zusammensetzungen werden als Grundzahl 10 *kiburoi* mit den entsprechenden Einheiten in der Weise kombiniert, daß 11 entweder 10 eines mehr *kiburoi lagarobi lugo bumoi* oder eines nach 10 *lagarobi kiburoi* heißt.

Die Bezeichnung der einzelnen **Monate** ist keineswegs allen Eingeborenen geläufig. Nach ihrem Alter oder nach bestimmten Ereignissen befragt, geben sie zur Antwort: Seit der Zeit habe ich zwei- oder dreimal, ebensoviele Jahre als dieses Ereignis zurückliegt, Kalipnüsse gegessen. Tageszeitbestimmungen werden durch den jeweiligen Sonnenstand ausgedrückt. Die Koromiraleute sind die einzigen, die für die 12 Monate entsprechende Bezeichnungen zu haben scheinen. Sie heißen der Reihenfolge nach:

Mankombono

Darakou (Hustenzeit)

Dekoreko

Deto

Nkokore

Kumponi (die Zeit, wo Kumponi seinerzeit die Gegend verlassen hat)

Katsiei (Nußzeit)

Darakatsimba

Toranabanebane (die Zeit der Tanzfestlichkeiten, bei welcher Kumponi zu Besuch anwesend sein soll)

Maiminma

Karunau (Zeit der Opossume)

Tanau

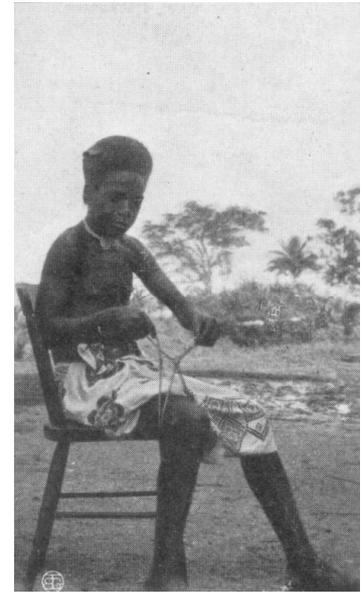
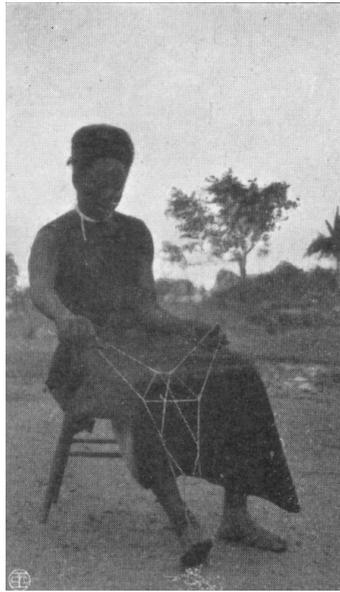
Ferner unterscheidet man zwei Jahreszeiten zu je sechs Monaten. Die erste wird durch die Reife der Kalipnüsse, die zweite durch die einer maisähnlichen Frucht (*Tsiore*) eingeleitet. Oder die Eingeborenen sagen: Die ersten 6 Monate bläst der Wind von Norden, die anderen 6 Monate von Süden.

Auch in der Sternkunde stößt man bei den Eingeborenen auf große Kenntnisse. *Korokorobarorom* wird der große oder Abendstern genannt. Gegen Mitternacht wird der *Boroio* sichtbar. Wenn der *Moitunsi* im Westen erscheint, soll, wie das Wort sagt, kein Beischlaf mehr ausgeführt werden. *Bau* ist der Morgenstern, *Munu* ein aus zehn Sternen zusammengesetztes Sternbild im Osten. *Matara* ein ebensolches, aus vier Sternen gebildetes Sternbild.

Der Mond, in der Nasioisprache *Kara*, in Koromira *itau* genannt, spielt eine besondere Bedeutung bei den religiösen Vorstellungen und wird auch die Lampe des Kumponi genannt. Der zunehmende Mond heißt *Baroko*, ihm folgt der *Komunawe*. *Komupui* ist der Vollmond, *Kamora akau* der abnehmende Mond. *Bobui* heißt er, wenn er von den Wolken versteckt wird. *Kapitaubetsibetsi biribiria* wird die Morgenröte, *Muta nambui* die Finsternis genannt.

Am letzten Tage meines Aufenthaltes in Koromira verdanke ich es einem Zufall, noch festgestellt zu haben, daß auch hier die **Fadenspiele** ganz allgemein bekannt sind, obwohl ich niemals etwas davon bemerkt habe. Ich hatte zufällig die Arbeit von P. Raymund (Die Faden und Abnehmespiele auf Palau, Anthropos 1911, Bd. 6, S. 40-61) in der Hand, und ein Junge, der diese Abbildungen sah, sagte zu mir: das können wir auch. Sofort fanden sich eine Anzahl von Schwarzen, die mir fast alle Figuren, die in der eben zitierten Arbeit abgebildet sind, vormachten. Bei den schwierigeren Figuren verwiesen sie mich auf die alten Männer, die hierin mehr Erfahrung haben, sowie auch bei einzelnen auf die Weiber.

Mangels an Zeit konnte ich der Sache leider nicht weiter nachgehen. Ich begnüge mich daher mit der Feststellung der Tatsache, daß die Fadenspiele auch auf den Salomo-Inseln ganz genau bekannt sind.



Nr.1. Fledermaus schlafend. Nr.2. Fledermaus fliegend.

Nr.3. Krabbe.

Fig. 67. Fadenspiele (*Moka*).

Das Fadenspiel nennt man hier *Moka*, wenn es von einer Person gemacht wird, *Topike baketsi*, wenn hierzu zwei Personen nötig sind. Jede einzelne Figur hat ihren bestimmten Namen und ihre ebenso bestimmte Bedeutung. Die Fäden werden zumeist mit den Händen abgenommen, bei manchen Figuren müssen aber auch die Füße zu Hilfe genommen werden. Letzteres ist z. B. bei den von mir abgebildeten Fig. 67, Nr. 1 u. 2 notwendig. Es ist dies die Darstellung einer Fledermaus (*Ura*) in fliegender und schlafender Stellung. Abgebildet ist in Fig. 67, Nr. 3 eine Krabbe, *Kakku* oder *Arampa*, die über dem Oberschenkel gemacht wird. Fig. 67, Nr. 4 wobei der Strick über den Hals geschlungen ist, wurde mir als die Treppe der Geister (*Parokana Kantoro*) bezeichnet.



Auch andere **Spiele**, die unseren Jugendspielen **Nr. 4. Treppe der Geister.** gleichkommen, sind den Nasioi wohlbekannt. Unser Ringelreihler belustigt dieselben sehr. Zuletzt möchte ich noch ein etwas eigenartigeres Spiel, was die dortige Jugend macht, beschreiben. Es wird Namaru genannt. Bei diesem Spiele legt sich ein Junge, ohne sich zu rühren, mit ausgespreizten Armen und Beinen und ebensolchen Fingern flach auf die Erde. Die anderen Jungen zeichnen seine Körperkonturen, indem sie weiße Holzäsche ringsherum ausstreuen. Nachher heben sie den gezeichneten Jungen von der Erde ab, und es bleibt am Boden das Bild des Betreffenden, wie er dagelegen ist, was eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Frosch hat.

Proben zeichnerischen Talentes sind in Fig. 68 niedergelegt. Dieselben wurden von meinem schwarzen Freunde Moko (derselbe ist in Fig. 15 und 69 abgebildet) gezeichnet.

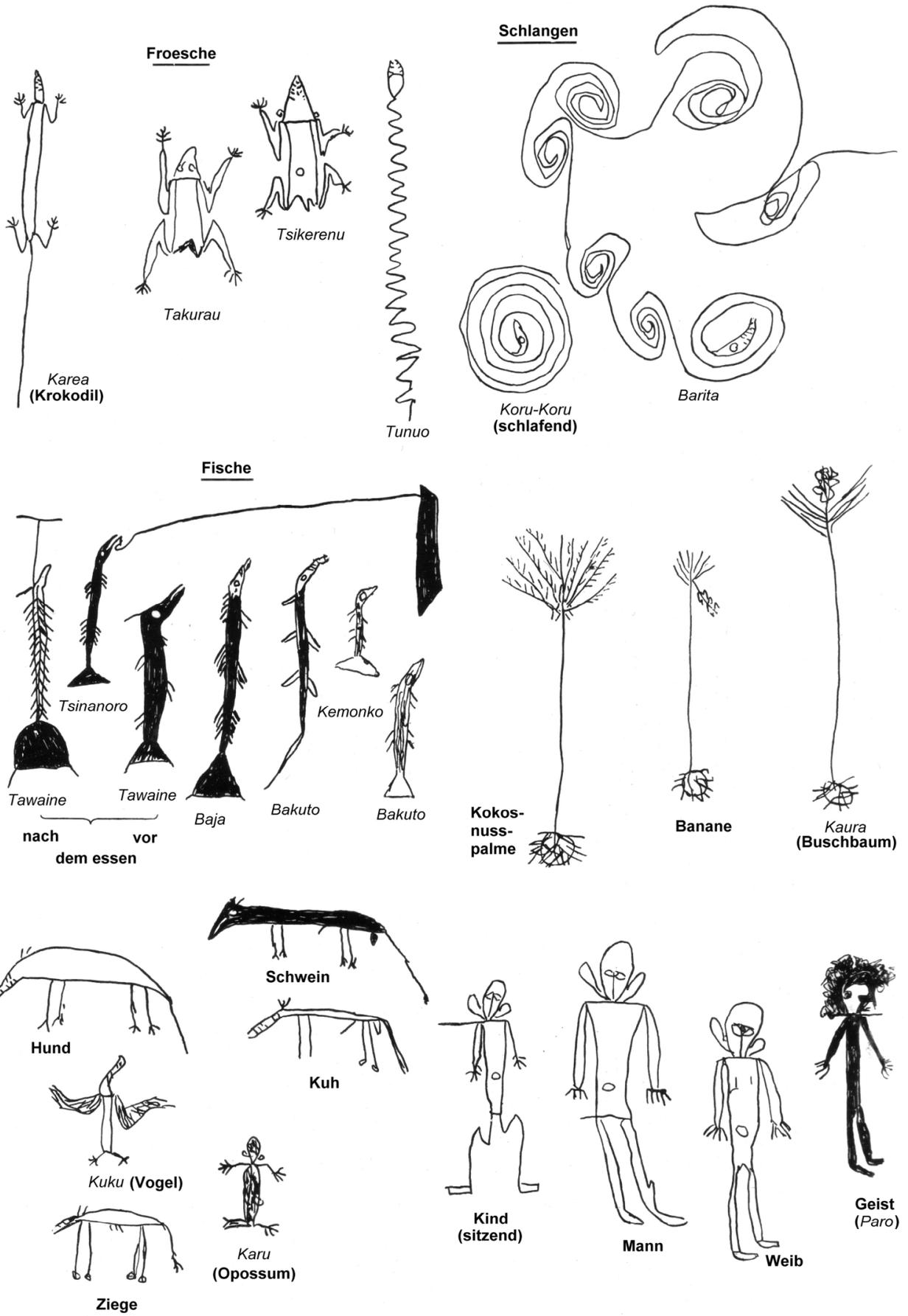


Fig. 68.

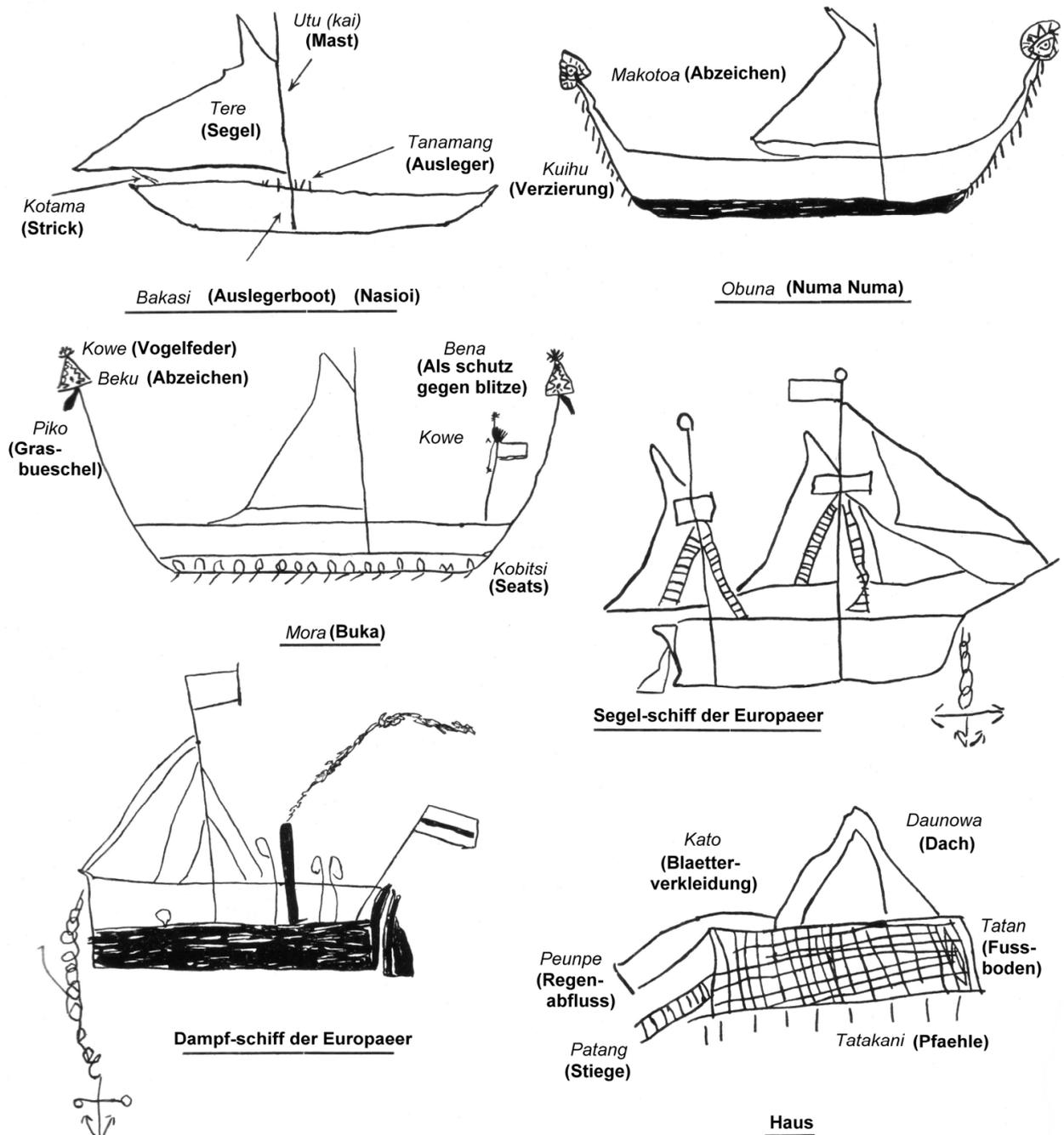


Fig. 68.

Eine große Rolle spielen die Signaltrommeln (*toiomu*) (Fig. 69). Dieselben besitzen allerdings weniger musikalisches Interesse. Sie dienen ausschließlich zu Verständigungszwecken der einzelnen Stämme untereinander. Sie werden durch Aushöhlung von Baumstämmen hergestellt, deren Öffnung ein nicht allzu breiter Spalt bildet. Ihr Aufbewahrungsort ist fast stets das Versammlungshaus, wo man deren meist mehrere, je nach der Größe des Stammes, vorfinden kann. Mit einem Holzknüppel oder oft mit einem aus vielen dünnen Stäbchen bestehenden Holzbündel wird auf diese Holztrommeln geklopft. Der Ton trägt weithin, und aus der Reihenfolge der aufeinander folgenden Stöße, vielleicht auch aus der Stärke und der Intensität derselben, läßt sich jede beliebige Nachricht schnell und weithin vernehmbar verbreiten.



Fig. 69. Versammlungshaus, im Vordergrund eine Signaltrommel.

Von Musikinstrumenten trifft man noch gelegentlich auf die aus Bambus gefertigte Maultrommel (Fig. 70). Dieselbe hat eine länglich dreieckige Form und ist etwa 25 cm lang. Durch die Mitte derselben ist eine Zunge herausgeschnitten. An der Breitseite des Instrumentes ist eine Schnur befestigt. Dieselbe wird an dem spitzen Ende der Maultrommel mit der Hand fest angelegt, und durch abwechselndes Anziehen und wieder Zurückschnellen der Schnur und gleichzeitiges Daraufblasen gegen die Zunge wird ein feiner, allerdings immer sich gleichbleibender Ton hervorgerufen.

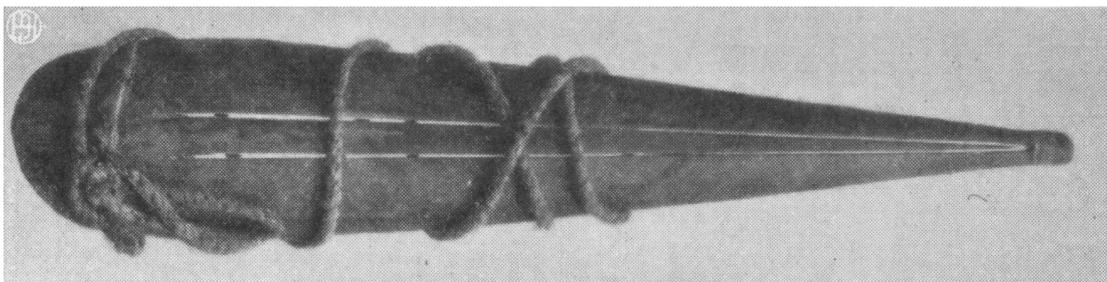


Fig. 70. Maultrommel.

Von größter musikalischer Bedeutung sind die aus Bambus hergestellten sogenannten Panpfeifen. In höchster Ausbildung trifft man dieselben in Buka selbst an. In verschiedener Größe findet man dort oft drei Sätze von Panpfeifen, die sich durch ihre verschiedenartige Größe auszeichnen, zusammengestimmt. Die Größe der längsten Pfeifen ist etwa 1,30 m, die der mittleren 70 cm und die der kleinsten, ungefähr 30 cm. Der Ton ist entsprechend der Länge immer um eine Oktave tiefer. Die Anfertigung der kleinen Pfeifen, die bei den Nasioi auch sehr gebräuchlich sind, ist sehr einfach. Es werden durch Abmessen der Längen und Durchmesser die einzelnen Abschnitte aus dem Bambus zugeschnitten und durch fortwährendes Hineinblasen die Töne gegeneinander verglichen. Etwaige Tondifferenzen werden durch Zuschneiden der Längen korrigiert.

Hierauf werden die einzelnen Pfeifenrohre zusammengebunden. Um denselben einen entsprechenden Halt zu verleihen, werden als Stütze eine Anzahl stummer Röhren von der gleichen Länge wie die Pfeifen selbst zu einem Bündel zusammengebunden. Die Buka nennen die großen Panpfeifen *Kauria*, die kleinen *Akoi*. Die allgemeine Bezeichnung für diese Instrumente ist *Naha*. Von Abbildungen der Panpfeifen, sowie vieler anderer Gegenstände, mußte teils unter der Voraussetzung, daß vielerlei Dinge allgemein bekannt sind, teils um diese Abhandlung nicht zu sehr mit Illustrationen zu belasten, abgesehen werden.

Viele Lieder habe ich phonographisch aufgenommen. Die Walzen habe ich dem Phonogramm-Archiv des psychologischen Institutes der Universität in Berlin überlassen. Herr Dr. E. v. Hornbostel hatte die Liebenswürdigkeit, einen großen Teil meines Materiales in der bereits zitierten Arbeit von R. Thurnwald, in dem dort von ihm behandelten Kapitel über die Musik mitzuverarbeiten, sowie auch im Anhang zu dieser Arbeit die Freundlichkeit, noch einige weitere Ausführungen hinzuzufügen. Die Übersetzungen der in der Nasioi-Sprache gehaltenen Lieder und die Bestimmung der Provenienz einzelner zweifelhafter Texte verdanke ich zum größten Teil dem Herrn Pater J. Rausch. Es ist auf fallend, daß unter allen Liedern, die ich fast durchweg in Koromira aufgenommen habe, so viele nicht bodenständig, sondern von den Kongara, Oiai und Alu übernommen sind, deren Übersetzungen angeblich selbst dem Eingeborenen fremd sein sollen. Es ist wohl anzunehmen, daß sich die Eingeborenen wegen deren zum größten Teile äußerst obszönen Inhalts, worauf auch R. Thurnwald (Im Bismarck-Archipel und auf den Salomo-Inseln 1906-1909, Zeitschrift für Ethnologie Bd. 42, S. 98-147) besonders hinweist, wohl nur weigern, diese Lieder zu übersetzen. Die Sprache der Kongara und Oiai ist noch nicht studiert, so daß eine Übersetzung dieser Lieder vorläufig noch nicht zu erwarten ist. Während meines Aufenthaltes bei den Nasioi habe ich immer nur wenige Lieder zu hören bekommen. Der Liederreichtum bei den Telei, wo R. Thurnwald 145 Lieder aufgenommen hat, muß dementsprechend ein bedeutend größerer sein. Zum Schlusse füge ich noch eine kleine Auslese derjenigen Lieder bei, die man speziell bei den Nasioi häufig zu hören bekommt.

NASIOI-LIEDER.

Einige Jungen eines Ansiedlers bei Koromira, der sich bereits 30 Jahre in der Südsee aufhält, den der Volksmund Pita getauft hat, gingen in ein Dorf, ohne dessen vorherige Erlaubnis eingeholt zu haben, zu einem Sing-Sing. Die Frauen im Dorf waren sehr erfreut, so hübsche Burschen zu sehen. Pita aber, der das erfuhr, schlug ihnen Nase und Zähne ein. Daraufhin ging Pita noch außerdem zum Richter, um sich zu beklagen. Die Jungen verteidigten sich aber und wurden auch freigesprochen. Nun wollte Pita dieselben nicht mehr als Arbeiter haben und schickte sie deshalb fort. Die darüber betrübteten Frauen machten nun folgendes Trauerlied:

Baka Tobereke nigda piamoi dei dae

Ich wünsche Tobereke du würdest mich geheiratet haben

namekoi bemapoieraruna kiawei¹ oantsi birauma enoa

du bist gegangen (über etwas, auf der anderen Seite) schauend, ich bin weinend.

¹ Kiawei (Name eines Felsen).

Bunaka (der Hexenmeister) sagt, jemand starb, und da ihm nicht geopfert wurde, beklagt sich die Seele des Verstorbenen bei ihm, daß sie nichts weiter als Würmer zu

essen hätte, woraufhin er den Leuten zu opfern befiehlt. Die so zum Opfern Gezwungenen stimmen nun folgendes Lied an:

Baka nkaninge barakeroe neiroe, bakitsi
 Du selbst, meine eigenen Nüsse ißt du,
meiroe ena orenkampu denaru.
 Du ißt meine eigenen Taro, heute bin ich ein armer Tropf geworden.

Aluleute aus dem Dorfe Toberei bei Kieta waren in ein anderes Dorf zu einem Fest auf Besuch gekommen. In der Nacht kam ein Weib zu ihnen, welches sang:

Tampirani nkeira, Tampirani mare
 Streichhölzer (etwas Gutes) nimm deine, die Streichhölzer viele.
Bakameie bema boenaruna Teniai¹ oantsi
 Mein eigener Freund, er geht, er rudert hier in Teniai, ich sehe ihn.
biraua enoa
 ich bin hier weinend.

¹ Teniai (Name eines Berges).

Zwei Leute, Mauta und Kuruke, wurden erschlagen bei der Mündung des Flusses Tabataba und dann in den Fluß geworfen. Daraufhin gingen deren Nichten zum Fluß und sangen:

Baka papa e kankog eta donkoniko
 Mein eigener Onkel aus der Tiefe richte dich auf
Kankon tsirudadu
 schlage (tritt) aus der Tiefe mit den Füßen
Kankon kiabau
 Die Tiefe ist gerötet von deinem Blut.

Zwei Missionsschüler kämen zu einem Fest in ein Dorf. Da beschmutzte sie ein Mann und sang:

Manuke kama nuke ia tanke tankeroni donina mankeroni otsiei batsiei.
 Den Unrat riechen, das Essen riechen, hier an diesem Ort werdet ihr es sehen.

Ein Mann starb, da sagt die Witwe zum Bruder ihres verstorbenen Mannes:

Mari damaripura (doton anta meei toboa)²
 Jetzt nimm du mich zur Frau und befruchte du mich
onaampe i dotonanta meko da mari makuko
 und dann wenn du mich befruchtet hast, ersetze ihn, du Ersatz deines Bruders.

² Kongaradialekt.

KONGARA-LIEDER.

Ein Mann hängt sich auf, weil er des ewigen Ärgers mit seiner Frau überdrüssig ist; daraus wurde, wie die Nasioi sich ausdrücken, ein Gesang gedreht (*toroantsi*). Die Familienfreunde des Verstorbenen stimmen darauf folgendes Lied an, worin sie sich darüber beschwerten, daß sich jemand in ihrer Familie aufgehängt hat:

Tekereto keniaru takanoko okorawake remuru tsimotaki, tamotaki deduneta
nkano ntumorin poma bero meko edu manko dedun dedun tunan dedu.
dakano okorawa peiberuduko. Mapupu

Eine Krähe (*kaukau*) frißt die Früchte eines Baumes, worauf das Lied gesungen wird:
Jarana kekerana kotsiropene kaukauke tenkiterenke noianoi
biteroni bateroni denki derenki.

Ein Vogel *Kuru* (eine Eule), welcher am Tage schläft, schreit in der Nacht:
Kuru Kuru beitei antamen. tsiokama morarani toiomaroma kaukauke bowi bowi
bokukama batutu batutu karamani to nuei, nake nakena baronin dekaia ebu

Die Großmutter besingt ihre Tochter, deren kleines Kind laut schreit: Du hast immer heiraten wollen und jetzt willst du nicht auf dein Kind sehen:
Tsirikima deiema kabarore ame amerore uawana bokute bonete kontarago kako
tsime tsimerore are riki dade kako erebena erebena o, e, o, e, tsibumatu.

Ein Liebeslied:
Kampeï kampeï kampanua
nua nua doneatsi atsi atsi
atsi anao dito dito ditokokohe.

Ein Mann begehrt, angesichts ihres toten Kindes, eine Frau zu seinem Weibe zu machen. Sie verweigert sich ihm, solange sie für ihr Kind trauert:
Banki banki meruko nurin
birompampeï omeruko birompampeï.

Ein Mann wird getötet und seine Leute singen:
Kaubauki tsikonane nanoke kukute tokeko tobe tobe
akarukiri.

OIAI-LIEDER.

Liebeslied eines Weibes nach ihrem Mann:
Ebutunaiko mamatsiri neiko ebutuneiko
babaine dabarerebatone baine baine
dakoma dakorakoma dakobidere.

Liebeslied einer Frau, deren Mann von ihr nichts wissen will:
Bi bintonkowane karebinke tonkemeie da damerotsina.

LIEDER DER ALU (*Uruawe*).

Einem Vogel, *Biribankon*, auch *Bibinako* genannt, der sich am Meeresufer aufhält, und dort immer viel schreit, gilt folgendes Lied:
Tsirobu irobere auako bakutona bakanara
birompari bibinako kabambotu konui duako.

Frauen gehen in der Nacht herum und sehen nach Männern aus. Der Geist *Bakuto* sieht sie und singt:
Tsirere munanu ko tsireri auako amekona nanidibio bakahara auako emiuko
batakito amekona auko batakito kerei nuanua auako bakutona bakanara.

ANHANG.

BEMERKUNGEN ÜBER EINIGE LIEDER AUS BOUGAINVILLE.

VON ERICH M. v. HORNPOSTEL.

(AUS DEM PHONOGRAMM-ARCHIV DES PSYCHOLOGISCHEN INSTITUTS DER UNIVERSITÄT BERLIN.)

Von den phonographierten Melodien zu den hier mitgeteilten Texten sind im Anhang zu R. Thurnwalds Werk "Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel" Bd. 1. die folgenden bereits abgedruckt und musikwissenschaftlich besprochen: Nasioi: "*Baka tobereke*", ..*Tampirani*", "*Banki banki*"; Kongara: "*Jarana*", "*Kaubauki*"; Oiai: "*Bi bintokowane*". Die beiden Alulieder sind nicht phonographiert. Der Kongarertext "*Mari damaripura*" (Phonogr.23) wurde zu einer Nasioimelodie gesungen, deren zweistimmige Form dem Nasioilied "*Banki banki*;" sehr ähnlich ist; es war leider unmöglich, Text und Weise in Übereinstimmung zu bringen.

Auch bei den übrigen Liedern war dies recht schwierig. Für den Sänger bilden Text und Weise eine nie gelöste und meist auch unlösbare Einheit. Auch werden die Lieder bei verschiedenen Wiedergaben mehr oder weniger verändert, selbst vom selben Sänger. Die vom Reisenden notierten Texte sind daher mit den phonographierten fast nie identisch. Dazu kommt die klangliche Veränderung der Sprachlaute durch den Gesang und durch den Phonographen. Nur durch die ungewöhnliche Klarheit der Frizzischen Phonogramme war es möglich, die gesungenen Texte an Hand der geschriebenen mit verhältnismäßig großer Sicherheit festzustellen. Dennoch wird man eine Menge von Umstellungen, Auslassungen, Einschaltungen und anderen Diskrepanzen finden. Ich habe mich so genau wie möglich an Dr. Frizzis Umschrift gehalten, nur schreibe ich den meist zweisilbig gesungenen Diphthong *a-i* statt *ei*, und, da die Zusammengehörigkeit der Silben durchaus zweifelhaft ist, jede Silbe getrennt für sich.

Da ich eine musikalische Charakteristik der Bougainvillegesänge bereits gegeben habe, kann ich mich hier auf einige Bemerkungen über die Form der Gedichte und ihren Zusammenhang mit der melodischen Struktur beschränken.

Nasioi. Charakteristisch für die Nasioi-Gesänge sind die textlosen langatmigen Legatomotive (Jodler), die jeder Textzeile vorausgehen (Nr. 1) oder folgen (Nr. 2). Melodisch wiederholt die Textzeile entweder den ganzen Jodler ($B = A$ in Nr. 1) oder einen Teil ($a = c$ in Nr. 2); ist die Verszeile des Gedichtes zu kurz, so wird sie durch Jodeln ergänzt (2. und 4. Vers in Nr. 1). Der Text erscheint also dem Melos untergeordnet. Dies zeigt sich auch in der wechselnden Metrik desselben Worts, z. B. *nairoe, nairoe, nairde*, und der Verwendung von Wiederholungen als Füllsel: '*kitsi bakitsi*' (in Nr. 1). Die Zeilen sind fünftaktig, mit Verlängerungen der Vor- und Schlußakte ($\frac{4}{4}$ zu $\frac{5}{4}$ in Nr. 1; $\frac{4}{4}$ zu $\frac{6}{4}$ in Nr. 3; $\frac{3}{2}$ zu $\frac{5}{2}$ in Nr. 2). Der Schlußvers der (in Nr. 1 fünf-, in Nr. 2 dreizeiligen) Strophe ist textlos (Jodler). Nr. 3 ist durch die starke Prominenz der Quarte den andern Nasioigesängen musikalisch verwandt, durch das Fehlen des Jodlers aber atypisch (modernes Gelegenheitslied!) und zeigt in der Form und der ausgiebigen Verwendung des Reims Ähnlichkeit mit den Kongaraliedern.

Kongara. Die Gedichte der Kongara zeichnen sich durch ungewöhnliche Häufung von Reimen, Wiederholungen und Reduplikationen aus, die den Text oft durch ein anscheinend bedeutungsloses Silbenspiel der Melodie anpassen, selbst ohne die Worteinheit zu schonen (besonders in Nr. 6). Eine eigenartige poetische Form findet sich

Phonogramm 7. ♩ = 126.

4. KONGARA.

^{a¹} ^{a¹} ^{b¹} ^{b¹}
 te ke re to ke ni a ru (na ri ko ko ti ma a ri ko ti ma ti ma a ri ko)
^{a²} ^{b¹} ^{a²} ^{b²}
 da ka no o ko ra wa pai be ru du ko n ka no n tu mo rin po ma be ro me[ko]
^c ^{b³} ^{b³} ^{b²}
 ma pu pu re mu re mu tsi mo ta ki ta mo ta ki (tsi mo ta ki ta mo)
^{b¹} ^{a¹} ^{a¹}
 (ta ki ta ki ta mo ta) [d]e du ne ta e du man ko de dun de dun de dun.

Phonogramm 5. ♩ = 112 rit. bis 84.

5. KONGARA.

^{a¹} ^{b¹} ^{b¹} ^{b¹} ^{c¹}
 ku ru ku ru bai tai an ta (ru) men ba ro nin de kai kaia e bu (bu) (n)e bu (n)e bu .
^{a¹} ^{b¹} ^d ^{c²} ^{c¹}
 ba tu tu ba tu tu ka ra ma ni mo ra ra ni to i o ma ro ma kau kau ke — kau kau ke (bu)
^{a²} ^{b²} ^{b³} ^{b³} ^e
 bo wi bo wi bo wi bo wi to (o) nua i na ke na ke na ba ke na ro ni na tsiokama bokukama e bu.

Phonogramm 36. ♩ = 120 rit. bis 92.

6. KONGARA.

A.
^{a¹} ^{b¹} ^{c¹}
 tsi ri ki tsi ri ki tsi ri ki ma da i e ma ka ba ro re
 B.
^{b¹} ^{b¹} ^{a²} ^{b²} ^v ^v
 a me a me ro re tsi me tsi me ro re a re ri ki a re ri ki da de da de
 C.
^{d¹} ^{d¹} ^{d¹} ^{c²}
 (ka ra ma ri de bwa de bwa) u a wa na bo ku te bo ne ta kon ta ra go ka ko e re be na
 D¹.
 l. v. ^{b³} ^{b³} ^{b³}
 tsi bu e re be na (ka ko e ta) kon ta ra go ko e re be na

d^2 e D^2 2. v. c^2 f
 ko e re be na o e o tsi bu e re be na tsi ri ki.

Phonogramm 25. ♩ = 132 rit. bis 108 (im Chor 96). **7. KONGARA.**

a b c b 3 mal c
 1. Kam pai kam pai kam pa nu a 2. nu a nu a nu a do ne 5. (di ri ai di ri ai)
 3. do ne do ne do ne (di to)
 4. di to di to di to (diri ai)

d 4 mal e b
 5. (riai) ko ko he (le e da) (wa li ku bi a li ge ta pai tan ko wa li).
 6. nao ko ko he (le e da)
 (o ko ra to pan ga ra to)
 7. (ti ki ri ki pa i wa la)

Phonogramm 12, 56, 57. ♩ = 120, 100, 96. **8. OIAI.**

a a b^1 b^2
 c b^1 b^3 d d
 e bu tu nai ko ma ma tsi ri nai ko ba ba i ne da ba re re ba to ne
 ba i ne ba i ne da ko ma da ko ra ko ma da ko bi de re bi de re.